This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 157 026

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Doktor Kohn

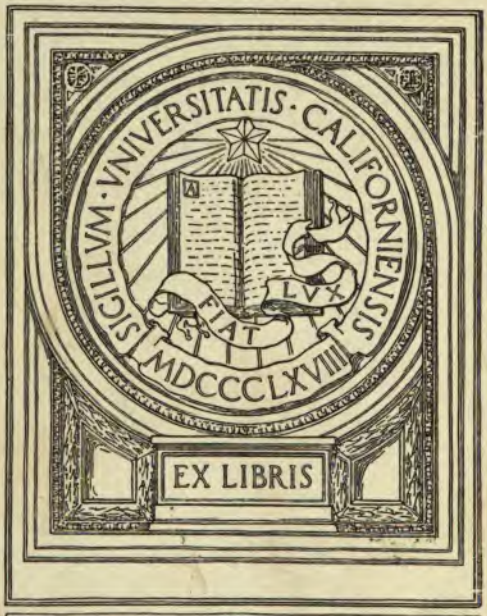
Bürgerliches Trauerspiel von

Max Nordau

Dritte Auflage

Berlin
Ernst Hofmann & Co.

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Geisteshelden

Eine Sammlung von Biographieen

Bisher erschienen folgende — einzeln käufliche — Bände:

Anzengruber 2. Aufl. Von Dr. Anton Bettelheim. [4]
Böcklin. Von Henri Mendelsohn. [40]
v. Buch. Siehe: Humboldt. [39]
Carlyle. 2. Aufl. Von Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz. [6]
Columbus. Von Prof. Dr. Sophus Ruge. [5]
Cotta. Von Minister Dr. Albert Schäffle. [18]
Dante. Von Pfarrer Dr. Joh. Andr. Scartazzini. [21]
Darwin. Von Prof. Dr. Wilhelm Preyer. [19]
Galilei. Siehe: Kepler. [22]
Görres. Von Prof. Dr. J. N. Sepp. [23]
Goethe. Von Prof. Dr. Rich. M. Meyer. Preisgekrönt. [13/15]
Hölderlin * **Reuter.** 2. Aufl. Von Dr. Ad. Wilbrandt. [2/3]
A. v. Humboldt. * **L. v. Buch.** Von Prof. Dr. Günther. [39]
Jahn. Von Dr. F. G. Schultheiß. Preisgekrönt. [7]
Kepler * **Galilei.** Von Prof. Dr. S. Günther. [22]
Lessing. Von Privatdozent Dr. K. Borinski. [34/35]
List, Friedrich. Von Carl Jentsch. [41]
Luther. I. II, 1. Von Prof. Dr. Arn. E. Berger. [16/17. 27]
Molière. Von Prof. Dr. H. Schneegans. [42]
Moltke. 3 Bde. Von Oberstleutn. Dr. Max Jähns. [10/11. 37/38]
Montesquieu. Von Prof. Dr. Alb. Sorel. [20]
Mozart. Von Prof. Dr. O. Fleischer. [33]
Peter der Grosse. Von Dr. K. Waliszewski. [30/31]
Reuter. Siehe: Hölderlin. [2/3]
Schiller. Von Prof. Dr. Otto Harnack. [28/29]
Schopenhauer. Von Konsul Dr. Eduard Grisebach. [25/26]
Shakspere. Von Prof. Dr. Alois Brandl. [8]
Spinoza. Von Prof. Dr. Wilhelm Bolin. [9]
Stanley. Von Paul Reichard. [24]
Stein. Von Dr. Fr. Neubauer. Preisgekrönt.
Tennyson. Von Prof. Dr. E. Koeppel. [32]
Tizian. Von Dr. Georg Gronau. [36]
Walther v. d. Vogelweide. 3. Aufl. V. Prof. A. E. Schönbach. [1]

Bei Bestellung genügt Angabe der eingeklammerten Band-Nr.

Fortsetzung auf der letzten Seite.

Max Nordau's Schriften:

Paris. Studien und Bilder aus dem wahren Milliardenlande. 2 Bände. Leipzig, 1878.

Seifenblasen. Federzeichnungen und Geschichten. Leipzig, 1879.

Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien. 2 Bände. Leipzig, 1880.

Paris unter der dritten Republik. Neue Bilder aus dem wahren Milliardenlande. Leipzig, 1881.

Der Krieg der Millionen. Schauspiel. Leipzig, 1882.

Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit. Leipzig, 1884.

Paradoxe. Leipzig, 1885.

Ausgewählte Pariser Briefe. Kulturbilder. Leipzig, 1887.

Die Krankheit des Jahrhunderts. Roman. 2 Bände. Leipzig, 1889.

Gefühlskomödie. Roman. Breslau, 1892.

Seelenanalysen. Novellen. Berlin, 1892.

Entartung. 2. Bände. Berlin, 1893.

Das Recht, zu lieben. Schauspiel. Berlin, 1894.

Die Kugel. Schauspiel. Berlin, 1894.

Drohnenschlacht. Roman. 2 Bände. Berlin, 1897.

Zeitgenössische Franzosen. Literaturgeschichtliche Essays. Berlin, 1901.

Doktor Kohn

Bürgerliches Trauerſpiel aus der Gegenwart

in vier Aufzügen

von

Max Nordau

Dritte Auflage

Berlin
Ernſt Hofmann & Co.
1902

BURDACH

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.
Den Bühnen gegenüber Manuſkript.

PT 2440
1902

Personen

Julius Christian Moser, Geheimer Kommerzienrath, Landwehrhauptmann a. D.
Frau Emma Moser, geborene von Quincke, seine Frau.
Karl, Leutnant im Leibregiment
Ernst, Student
Christine
} deren Kinder.
Leberecht von Quincke, Superintendent, Bruder von Frau Moser.
Marie, seine Tochter.
Dr. Leo Kohn, Privatdozent der Mathematik.
Amschel Kohn
Frau Hannchen Kohn
} seine Eltern
Rector Professor Kielholt.
Professor Zittel.
Professor Havermann.
Binz, Senior des Corps der Franko-Thuringen.
Kleefeld
von Riegel
} Studenten
Wilhelm, Diener bei Moser.
Diener und Gäste bei Kielholt, ein Diener bei Moser.

Zeit: Gegenwart.
Ort: Eine kleine mitteldeutsche Universitätsstadt.

M343101

Erſter Aufzug

Großer Salon, von einem Kronleuchter mit Glühlämpchen beleuchtet. Elektriſche Wandleuchter neben dem Kamin und zwiſchen den Fenſtern.

Rechts: in der Mitte reicher Kamin mit goldbefranzter Sammtdecke und einer Marmor-Frauenbüſte zwiſchen zwei großen Silber-Kandelabern; davor Lehnſtühle; vorn eine Thür mit Vorhang.

Links: zwei Fenſter mit ſchweren Sammtvorhängen, die ſich auf einen Garten in Frühlingspracht öffnen und vor denen einige leichte vergoldete Stühle ſtehen; zwiſchen den Fenſtern ein als Büffet dienender breiter Tiſch mit Geſchirr, Speiſen und Getränken aller Art, hinter dem zwei alte Diener in ſtrenger ſchwarzer Livrée aufwarten.

Im Hintergrunde: links und rechts ein großer Silberſchrank, in der Mitte eine offene breite Flügelthür, die in einen glänzend erleuchteten Tanzſaal führt.

Aus dem Tanzſaal dringt gedämpfte Tanzmuſik; an der offenen Thür walzen häufig junge Paare vorüber.

Im Salon eine Anzahl meiſt älterer Herren und Damen, hauptſächlich am Büffet gruppirt und den Erfriſchungen und Leckerbiſſen zuſprechend, doch auch links am rückwärtigen Fenſter und rechts vor dem Kamin ſitzend und zwiſchen Salon und Tanzſaal ab- und zugehend.

1. Auftritt

v. Riegel, Binz (vom Büffet mit silbernen Sekt-Kelchen nach vorn kommend).

v. Riegel (sorgsam gescheitelt, Schmisse, Monocle, hellblond).

Ihr laßt es euch gut gehn, das muß ich sagen. Ich komme dir! (Schlürft genießend den Sekt.)

Binz.

Ich komme mit. (Trinkt.)

Riegel.

Feudal, das muß ich sagen. Gänseleberpastete — frischer Hummer — Sekt in Strömen, und zwar französischer — ein patentes Haus, euer Magnificus. Oeffnet er euch oft seine Vaterarme?

Binz.

Jeden Monat einmal und außerdem an jedem gottgesegneten Universitäts-, Stadt-, Landes- und Reichsfesttage. Ein antik gastfroher Herr.

Riegel.

Hat es ja wohl auch dazu, nach der Bude und der Verpflegung zu schließen.

Binz.

Er ist ein schwerer Millionär.

Riegel.

Alle Wetter! Vorsichtig gewählte Eltern?

Binz.

Armer Pastorsohn.

Riegel.

Ist die Kunstgeschichte so einträglich?

Binz.

O ja, wenn man ihren Betrieb versteht. Herr Professor Kielholt hat mit seinen Vorträgen über die christliche Kunst der Renaissance eine rasend reiche Jüdin so bezaubert, daß sie ihn heiratete, um sich durch Privatissima weiterzubilden.

Riegel.

Ach so.

Binz.

Sie war so zartfühlend, ihn nach wenigen Jahren mit seinem Wittwerschmerz und ihrer Erbschaft allein zu lassen. Hier kannst du sie ausgehauen bewundern. (Zeigt auf die Büste.)

Riegel

(das Monocle ins Auge klemmend, mit einem Blick auf die Büste).

Das muß ich sagen! Also trinke ich hier eigentlich Judensekt?

Binz.

Schmeckt er dir deshalb weniger? Glaubst du, daß er getauft besser ist?

Riegel.

O! o! Aber trotzdem —

Binz.

Ach was! Ein rechter deutscher Mann mag keine Jüdin leiden, doch ihre Mitgift nimmt er gern.

Riegel.

Allerdings. Es ist ja auch nur eine kleine Rückerstattung. Aber eine richtige Ehe ist doch eine harte Vorbedingung, das muß ich sagen. Wenn es mit einer Kolonialehe nach kameruniſchem Comment gethan wäre —

Binz.

Pfandweib? Ja, das sollte dir passen, mein Junge! (Beide lachen.)

2. Auftritt

Binz, v. Riegel. Kleefeld, Ernst Moser (treten aus dem Tanzsaal ein und kommen auf die beiden zu).

Kleefeld.

Du tanzt nicht, Riegel? Gefallen dir unsere akademiſchen jungen Damen nicht?

Riegel.

Im Gegentheil. Reizende Käfer. Aber es kommt doch nichts dabei heraus. Mein Besuch bei eurem Corps ist zu kurz. Ich kann nicht ernten, was ich beim Walzer säe. Darum ziehe ich eine Unterhaltung mit dem Büffet vor. Ich stehe im Dienste positiver Ideale. (Tritt zum Büffet, läßt sich den Kelch füllen.) Prosit! (Trinkt aus und läßt ihn wieder füllen. Mit den

Anderen nach vorn zurückkehrend. Zu Binz.) Jetzt wird mir Verschiedenes klar, was mich sehr befremdet hat. Hier scheinen ja heute alle zwölf Stämme Israels von Sebulon bis Naphtali über Levi und Isaschar hinweg versammelt zu sein.

Binz.

Na, na, das ist denn doch etwas übertrieben. Um hier die jüdische Einsprengung zu entdecken, mußt du eine gute Nase haben.

Riegel.

Habe ich auch. Ich rieche die Bande sofort in jeder Verdünnung. Der Bursche, dem du vorhin die Hand reichtest, hatte doch sicher eine Judenfratze.

Binz.

Sei nicht so, Riegel. Das war der Doktor Kohn.

Riegel.

Da habt ihrs!

Binz.

Privatdozent der Mathematik, eins der angesehensten jungen Talente unserer Universität und ein besonderer Schützling des Rektors.

Ernst Moser.

Ja, das ist wahr. Kielholt hat einen Affen an ihm gegessen.

Kleefeld.

Hilft dem kraſſen Streber nichts. Profeſſor wird er doch nicht. Wenigſtens hier nicht.

3. Auftritt

Vorige. Geheimer Kommerzienrath Moſer, Profeſſor Zittel und Profeſſor Havermann (treten plaudernd aus dem Tanzſaal ein und nähern ſich dem Kamin rechts).

Riegel (auf Moſer blickend).

Und dieſer Mauſchel, der da angeſchwirrt kommt?

Binz (tritt ihn).

Riegel (halblaut).

Nanu —

Binz.

Da biſt du ſchief gewickelt, mein Sohn. Das iſt unſer Phyſiker, Profeſſor Havermann, ein unbedingter ſechzehnlöthiger Arier.

Riegel.

Ich meine ja nicht den, ich —

Binz (raſch).

Ja — der andere — das iſt Profeſſor Zittel, unſer Chirurg. Allerdings. Aus der Ferne ſieht er ſich einigermaßen jüdiſch an. Aber in dieſem Falle trügt der Schein. (Binz zwinkert ihm. Riegel blickt ihn fragend an, zieht ihn dann zum Büffet, läßt ſich den Kelch füllen und tritt mit ihm vorn links etwas zur Seite.)

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Riegel.

Weshalb haſt du mich zweimal getreten?

Binz.

Der Herr, nach dem du vorhin gefragt haſt, iſt ja der Vater von Ernſt Moſer-Quincke.

Riegel (überraſcht).

Ach was — (ſtarrt Ernſt Moſer, der mit Kleefeld zum Büffet getreten iſt, durch ſein Monocle an.) Alſo Judenſprößling — und ich habe mit ihm Smollis getrunken — hätte eigentlich gleich vermuthen müſſen — der Kerl hat etwas Kriechendes — gewiſſe ſüßliche, duckende Bewegungen, die mir gleich verdächtig vorkamen. Aber wie konnte ich auf der Hut ſein? Wenn nicht einmal mehr die Franko-Thuringia judenrein iſt —

Binz (ernſt).

Riegel, du biſt unſer lieber Gaſt. Laß dir ſagen daß unſer Ernſt Moſer-Quincke ein ungewöhnlich netter, beſcheidener Burſche iſt und trotz ſeines zarten Ausſehens ein tapferes Bierhuhn. Uebrigens iſt ſeine Mutter eine geborene von Quincke, fränkiſcher Uradel, und ſein Oheim iſt Superintendent.

Riegel.

Umſo ſchlimmer. Denn der Vater —

Binz.

Sein Alter iſt Landwehrhauptmann a. D., Ritter

des Eisernen Kreuzes und Geheimrath. Zum Bau unserer Dorotheenkirche hat er das meiste Geld hergegeben.

Riegel.

Geld! Immer Geld! Damit verseucht dieses Gezücht unser edelstes Blut. Schlimm genug, daß der Jude das Eiserne Kreuz erlangen konnte. Im nächsten Kriege wird das nicht mehr vorkommen. Ein Franko-Thuringe Halbblut! Siehst du, Binz, bei uns ist es anders. Bei uns kann ein Deutscher sich gehen lassen und braucht nicht zu besorgen, daß er einem Orientalen auf den Plattfuß tritt. Von allem Andern abgesehen, findet ihr es nicht ungemüthlich, immer vorsichtig sein zu müssen?

Binz.

Das hat keine Gefahr. Moser-Quincke ist ein so guter Antisemite wie du und ich. Er übertrumpft uns womöglich. Der einzige Jude, auf den wir Rücksicht zu nehmen haben, ist sein Vater. Ich sage Jude — er hat aber wirklich nichts mehr vom Juden an sich.

Riegel.

Blos die Nase.

Binz.

Auch die hat schon eine Uebergangsform. Mit seinem Namen hat der Geheimrath den letzten Erdgeruch von Palästina abgestreift.

Riegel.

Heißt er nicht Moſer?

Binz.

Er heißt eigentlich Moſes. Er hat das „s“ in „r“ verwandelt.

Riegel.

Das nennt ihr Philologen ja wohl Rhodacismus?

Binz.

Weißt du das auch? Du biſt ja ein grundgelehrtes Haus. Ja. Es iſt ein beſonderer Fall von Rhodacismus; ein recht geiſtreicher.

Riegel.

Echt jüdiſch. Wortwitzelnd, auch wo es ſich um den Namen der Väter handelt. Dieſem Gezücht iſt nichts ehrwürdig. Ich will mir ja keine Kritik der Franko-Thuringia erlaubt haben, aber das muß ich doch ſagen —

Binz.

Unſer Corps braucht doch nicht ſpröder zu ſein als das Offiziercorps des Leibregiments. Und in dieſem Regiment dient Ernſts älterer Bruder als Offizier.

Riegel.

Reſerve-Offizier?

Binz.

Berufs-Offizier.

Riegel.

Allerdings — dann — dann habe ich nichts mehr zu sagen. Aber — hm — hm.

(Kleefeld und Ernst Moser treten wieder zu Riegel und Binz).

Kleefeld.

Sag mal, Riegel, da du doch nicht tanzt, so wollen wir nachher nach unserer Kneipe gehen und noch eine kleine Nachsitzung halten.

Ernst Moser.

Ja. Und du erzählst uns von eurem Corps und eurer Universität. Ich habe große Lust, auf ein Semester zu euch zu kommen. Auf ein Sommersemester. Denn den Winter denke ich mir bei euch im Norden nicht gemüthlich.

Riegel (kalt, hochmüthig).

Für uns Deutsche ist der Winter die Zeit männlicher Vergnügungen in der frisch frostigen freien Natur.

Binz (zwischen Riegel und Moser tretend).

Die Erinnerung ans Eislaufen begeistert dich ja zu Stabreimen. Wir hier sind durch unser milderes Klima allerdings vielleicht etwas verweichlicht. (Sie treten plaudernd in den Hintergrund zurück, wobei Riegel sich merkbar von Moser fernhält.)

4. Auftritt.

Vorige. Kielholt (tritt durch die Thür vorn rechts ein. **Havermann** geht auf ihn zu, während **Moser** mit **Zittel** am Kamin bleibt).

Havermann.

Wissen Sie schon, daß Kohn die große goldene Ehrenmünze im internationalen Wettbewerb um den mathematischen Preis ergattert hat?

Kielholt.

Ach was! Unser Kohn? Ist die Sache amtlich?

Havermann.

Kohn hat eben dem Geheimrath Moser ein Telegramm vom Generalsekretär der Stockholmer Akademie gezeigt. Der mathematische Weltpreis für Kohn, ja wohl! Gottes Segen bei Kohn. Das ist wieder ein lehrreicher Beitrag zur Kenntniß der Wege des internationalen Judenthums.

Kielholt.

Die schwedischen Preisrichter zu verdächtigen, das geht denn doch nicht an. Der Name Kohn konnte doch bei ihnen keine Empfehlung sein, schon weil sie ihn vor Öffnung des Umschlages gar nicht kannten.

Havermann.

Aber lieber Kollege, seien Sie doch nicht so jung. Sie kennen doch den Rummel.

Kielholt.

Liegt es nicht vielleicht doch näher, anzunehmen, daß Kohns Arbeit die beste war?

Havermann.

Das glauben Sie nicht ernstlich. Sie wissen so gut wie ich, daß ein Jude nie etwas wirklich Eigenartiges und Neues geschaffen hat. Das Gold arischer Geistesarbeit in schmierige Kupferpfennige umwechseln und in dieser erniedrigten Form unter den Pöbel bringen, das ist sein Geschäftchen. Aber —

Kielholt.

Nun reiten Sie wieder mal Ihr Steckenpferd, mein guter Havermann. Die Juden haben eine natürliche Hinneigung zur Mathematik, das können Sie nicht leugnen; und auf diesem Gebiete haben sie Leistungen aufzuweisen, wenn sie auch in der Kunst und Kunstgeschichte minderwerthig sein mögen. Na, mich freut die Sache recht sehr. Die hohe Auszeichnung ehrt doch auch unsere Universität. Und sie macht es mir leichter, dem guten Kohn den Bescheid auf seine Eingabe wegen der Professur beizubringen.

Havermann.

Den Bescheid kennt er doch schon seit sechs Wochen?

Kielholt.

Sie meinen das Gesuch um Ernennung zum Außerordentlichen.

Havermann.

Jawohl.

Kielholt.

Nein nein. Da wir unsere Ablehnung damit begründeten, daß unsere Hochschule nach ihrem Stiftungsbriefe und ihren Satzungen eine christlich evangelische ist und deshalb Andersgläubige in ihren Lehrkörper nicht aufnehmen darf, hakte er bei dieser Begründung ein und wandte sich unmittelbar ans Cabinet mit einer Eingabe, worin er beantragte, der Landesherr möge die Satzungen der Hochschule abändern, weil sie mit der Verfassung nicht in Einklang sei, die allen Bekenntnissen gleiches Recht gewährleiste.

Havermann.

Weil die Satzungen der Universität Kohns Berufung nicht gestatten, so sollen Kohn zuliebe die Satzungen geändert werden. Fabelhaft. Aber gut jüdisch. Und was antwortete das Cabinet auf diese freche Zumuthung?

Kielholt.

Ganz kurz, daß man sich nicht veranlaßt sehe, dem Antrag Kohns stattzugeben. Mir war es natürlich keinen Augenblick zweifelhaft, daß es so kommen würde. Ich habe ihn nach Kräften abzureden gesucht. Aber er kommt mir immer mit seinem „Recht" und seinem „Recht". Er will immer mit dem Kopf durch die Wand. Ich habe ihm schon zehnmal nahegelegt,

er solle doch nicht so eigensinnig sein. Er ist reif, den geistigen und sittlichen Inhalt des Christenthums zu begreifen und —

Havermann.

Und soll sich taufen lassen, nicht wahr? Nein, lieber Kollege, das sollten Sie nicht ermuthigen. Derartige Uebertritte sind ein schandhaft unsittliches Spiel mit dem Heiligsten. Es ist frivoler seelischer Mummenschanz, ein Versuch, sich unter christlicher Verkleidung in deutsche Kreise einzuschleichen.

Kielholt.

Mein guter Havermann, ich glaube nicht, daß Ihr Standpunkt christlich ist. Mit welchem Rechte wollen wir eine Menschenseele vom Heil ausschließen?

Havermann.

Nichts für ungut, mein lieber Kollege, das sind Redensarten. Den Neuchristen, die wir im Auge haben, ist es nicht um das Heil zu thun. Ich muß dabei bleiben. Ihr Scheinchristenthum ist eine lästerliche Maskerade und müßte eigentlich wie das unberechtigte Tragen einer Uniform bestraft werden. Auf Frauen möchte ich dies allerdings nicht angewandt wissen. Das weibliche Gemüth, selbst das jüdische, ist höheren Idealen zugänglicher und bei der Bekehrung von Jüdinnen kann ich unter Umständen an Aufrichtigkeit glauben. Aber bei akademischen Strebern wie diesem Kohn —

Kielholt.

Wenn Sie darauf kommen, finden Sie kein Ende, Sie unverbesserlicher Eiferer. Wollen Sie nicht lieber ein Glas Sekt trinken und nachher eine gute Cigarre rauchen? (Nimmt seinen Arm und führt ihn zum Büffet. Die Studentengruppe, der er freundlich zunickt, tritt ehrerbietig ein wenig bei Seite. In diesem Augenblicke verstummt die Tanzmusik. Man sieht im Tanzsaale Paare vorüberwandeln, Gruppen zusammentreten, Diener mit Erfrischungen umhergehen.)

5. Auftritt.

Vorige. Dr. Kohn und **Christine** (treten aus dem Tanzsaale ein. **Christine** eilt auf **Moser** zu, **Kohn** folgt ihr. **Zittel** verneigt sich lächelnd vor **Christine** und geht zu **Kielholt** und **Havermann** hinüber).

Moser.

(Christine zärtlich auf die Wange klopfend.)

Nun, hat mein Christinchen sich müde getanzt?

Christine.

O nein, Papa; noch lange nicht. Mir geht es ja so gut!

Moser.

Das ist schön. Das hör' ich gern. Na, setz dich aber doch. (Christine setzt sich in den Armstuhl vorn vor dem Kamin und läßt den Fächer spielen.)

Kohn

(schwarzer, feiner Schnurrbart, etwas krauses schwarzes Haar, leicht gebogene Nase, ausgesprochen jüdischer Typus. Neben Christines Lehnstuhl stehend).

Darf ich Ihnen eine Erfrischung besorgen, gnädiges Fräulein?

Christine.

Danke. Ich habe nichts nöthig. Bleiben Sie nur da. (Die letzten Worte sind ihr entschlüpft. Sie verbirgt die Verwirrung unwillkürlich mit einer raschen Fächerbewegung.)

Moser.

Aber Christinchen, das war ja vermuthlich nur die Form, in der der Doktor dir andeuten wollte, daß er selbst eine Erfrischung wünscht.

Kohn (einfallend, eifrig).

Durchaus nicht, Herr Geheimrath. Wenn ich den Vorzug haben darf, dem gnädigen Fräulein Gesellschaft zu leisten —

Moser.

Wo hast du deine Mutter gelassen, Kind?

Christine (wie aus einem Traum erwachend).

Mama? Ich — ich weiß wirklich nicht —

Kohn.

Frau Geheimrath behütet Fräulein von Quincke, glaube ich, die viel umschwärmt ist.

Christine.

Mariechen ist auch entzückend. Sie ist unzweifelhaft die Königin des Abends.

Kohn.

Unzweifelhaft? Ich bin gleich einer, der es bezweifelt.

Moser.

Hm. Hm. Eh — Ihr erster Preis in Stockholm erregt unter den Professoren entschieden großes Aufsehen, Herr Doktor.

Kohn.

Wahrscheinlich! Das Bischen Goldmedaille wird mehr als einem centnerschwer aufs Genick fallen. Der Aerger der Feinde ist das Köstlichste am Erfolg.

Christine.

Das ist kein vornehmes Gefühl.

Kohn.

Ich kann vornehm sein mit den Vornehmen. Ich bin mir dessen durchaus bewußt. Aber die Gegner, mit denen ich es hier zu thun habe, die haben wirklich keinen Anspruch auf vornehme Behandlung.

Christine.

Man ist doch nicht den Anderen zuliebe vornehm, sondern sich selbst zuliebe.

Kohn.

Was wollen Sie, gnädiges Fräulein? Zur Höhe des christlichen Gebots: „Liebet eure Feinde" habe ich mich noch nicht emporgeschwungen. (Zu Moser.) Dieser Erfolg hat übrigens auch praktische Bedeutung für mich. Er ist die Antwort der großen Welt auf die Engherzigkeit dieser kleinen Universität, die mir das Extraordinariat abschlägt. Jetzt werden die Herren sich wohl schämen, ihre Abweisung zu erneuen. Und unter allen Umständen darf ich nunmehr auf eine auswärtige Berufung rechnen.

Christine (erschrocken).

So daß wir Sie verlieren?

Kohn.

Die Fakultät — ja, wenn sie mich verlieren will. Aber ich hoffe, sie wird es nicht wollen. Ich hoffe es. Und ich wünsche es. Ich habe die stärksten Gründe, es zu wünschen. Und diese Gründe haben an meiner Genugthuung über den Stockholmer Erfolg denn doch einen größern Antheil als das nicht vornehme Gefühl, mein gnädiges Fräulein. (Christine, deren Blick, während er sprach, an ihm gehangen hat, schlägt bei den letzten Worten die Augen nieder.)

6. Auftritt.

Vorige. (Kielholt, Zittel, Havermann am Büffet. v. Riegel, Binz, Kleefeld, Ernst Moser vorn links. Moser, Christine,

Kohn rechts am Kamin.) **Frau Moser. Karl Moser-Quincke** in Uniform. **Marie von Quincke** (treten aus dem Tanzsaal ein).

Fr. Moser

(ohne der Verbeugung Kohns, der hinter Christines Stuhl tritt, Beachtung zu schenken).

Wie denkst du übers Heimgehen, Papa?

Marie (erschrocken).

Ach, Tante!

Fr. Moser.

Du weißt, mein Kind, dein Vater liebt es nicht, daß wir dich zu spät nach Hause bringen.

Marie.

Spät, liebstes Tantchen! Jetzt, wo es am himmlischsten ist. Der Ball hat doch kaum angefangen.

Christine (ist aufgestanden und küßt der Mutter die Hand).

Ach nein, Mama, du läßt uns noch hier. Nicht wahr, Papa?

Moser.

Ich habe nichts dagegen.

Fr. Moser.

Nun ja, lieber Christian. Auf dich können die Kinder immer rechnen, wenn sie etwas Unvernünftiges wollen.

Christine.

So befiehl doch, Papa.

Marie.

Befiehl doch, Onkel.

Moſer

(mit einer jüdiſchen Geberde, den Kopf duckend, die Arme anziehend und beide Hände flach geöffnet und nach vorn gewendet erhebend).

Herr Jeſus — befehlen! Ja wohl. Ich drücke mich. Macht das mit Mama ab. (Zu Fr. Moſer.) Wenn du beſchloſſen haſt, theilſt du mir deine Entſcheidung mit. (Geht zu Kielholt, Zittel und Havermann hinüber.)

Chriſtine.

Wenn du abgeſpannt biſt, ſüßes Mamachen, ſo begleitet dich Karl nach Hauſe.

Marie (raſch).

Nein, nicht Karl, ich ſchulde ihm ja noch drei Tänze. Ernſt wird dich begleiten, Tante.

Fr. Moſer.

Ihr ſeid rührend, Kinder, wie ihr mich in ſo ſchöner Eintracht weghaben wollt.

Chriſtine } (gleichzeitig). { Aber Mama —
Marie } { Nicht doch, Tante.

Chriſtine.

Wenn du gehſt, iſt das Vergnügen nur noch ein halbes. Komm, ſetze dich, Mamachen. Wir bleiben Alle mindeſtens bis Mitternacht. Ja, Mama? (Küßt ihr die Hand.)

Fr. Moſer (ſich niederlaſſend).

Schmeichelkätzchen.

Marie (nach dem Fenſter weiſend).

Sieh, wie wunderſchön es im Garten iſt! Das Mondlicht — der Springbrunnen — und dort die Glühwürmchen im Raſen. Wollen wir nicht ein wenig hinausgehen?

Karl.

Mit tauſend Freuden, Mariechen, Du biſt nie reizender, als wenn du den Mond und die Leuchtkäfer anſchwärmſt. Das iſt ſo pikant alterthümlich. Die Romantik der Großmutterzeit iſt ja jetzt wohl das Neueſte in der Mode?

Marie.

Du haſt keinen Schimmer von Poeſie, Karl. Kommſt du, Chriſtine?

Kohn.

Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, das wäre denn doch vielleicht unvorſichtig. Die Kieswege ſind thaunaß.

Marie.

Glauben Sie?

Kohn.

Es wäre ein Luſtwandeln nach Kneippſcher Methode und die Lyrik würde in einen Schnupfen auslaufen. (Plaudert mit Chriſtine und Marie weiter.)

Karl (halblaut zu Fr. Moſer).

Der Menſch iſt mir unausſtehlich.

Fr. Moſer.

Nicht ſo laut, Karl, er könnte dich hören.

Karl.

Soll er doch! Ich hätte gute Luſt, es ihm ins Geſicht zu wiederholen.

Fr. Moſer (ſtreng).

Karl! Ich bitte dich! Was ficht dich an?

Karl.

Er weicht den ganzen Abend nicht von Chriſtines Seite. Er kompromittirt ſie.

Fr. Moſer.

Davon kann nicht die Rede ſein. Chriſtine iſt von ihren Angehörigen umgeben. Taktvoll finde ich es allerdings auch nicht, daß er das Kind förmlich in Beſchlag nimmt, und ich werde es ihr nahelegen. Aber den Herrn zu verletzen liegt gar kein Grund vor. (Karl zwirbelt nervös ſeinen Schnurrbart.)

Kleefeld (links vorn, in der Studentengruppe).

Sag mal, Riegel, willſt du nicht Fräulein Moſer-Quincke vorgeſtellt ſein? Schöneres haben wir dir hier nicht zu zeigen. Ich darfs doch ſagen, Moſer-Quincke?

Ernst Moser.

Ich habe nichts dagegen.

Riegel (kühl).

Zu viel Ehre für mich. Ich kann das Fräulein unmöglich interessiren, da ich nicht mal tanze, und so bewundere ich es besser aus der Ferne.

Kleefeld.

Na, ich will doch mein Glück versuchen. (Geht zu Christine hinüber. Mit tiefer Verbeugung.) Mein gnädiges Fräulein, darf ich um den nächsten Walzer bitten?

Christine.

Es thut mir sehr leid. Meine Mutter besteht darauf, bald nach Hause zu gehen, und bis dahin habe ich bereits jede Nummer vergeben.

Kleefeld

(verneigt sich stumm und kehrt langsam zur Gruppe links zurück).

Karl.

Das ist dein vierter Korb, den ich heut Abend zähle.

Christine.

Hast du nichts Unterhaltlicheres zu thun, als derartige Rechnungen zu führen?

Karl.

Wer sind die Glücklichen, denen du zugesagt hast?

Kohn (ihn fest ansehend).

Der Glückliche, der sehr Glückliche bin ich.

Fr. Moser (sehr rasch und nachdrücklich).

Lieber Karl, willst du so liebenswürdig sein, mir ein Glas Mandelmilch zu besorgen.

Karl

(nachdem er Kohn einen feindlichen Blick zugeworfen hat).

Zu Befehl, Mama. (Geht zum Büffet.)

Ernst (ihn am Arm berührend).

Einen Augenblick, Karl, ich möchte dir einen Gast unseres Corps vorstellen, einen Lithuano-Borussen.

Karl.

Ich bin in Dienst. Ich muß Mama ein Glas Mandelmilch bringen. Aber dann sofort.

Kleefeld (der zugehört hat).

Gestatten Sie, Herr Moser-Quincke, daß ich den Vorzug habe, Frau Geheimrath zu bedienen. (Eilt zum Büffet, läßt sich von einem der Diener ein Glas füllen und trägt es auf einer Silberplatte zu Fr. Moser hinüber, der er es mit tiefer Verbeugung überreicht.)

Ernst

(der mit Karl inzwischen zu Riegel und Binz getreten ist).

Erlaube mir, Karl. Herr Studiosus Juris von Riegel, von der Lithuano-Borussia. Mein Bruder. (Riegel hat die Hacken zusammengeschlagen und sich verneigt

und nimmt unwillkürlich stramme Diensthaltung an, während Karl zu ihm spricht.)

Karl.

Sind Sie zum erstenmal hier, Herr von Riegel?

Riegel.

Jawohl, Herr Moser-Quincke. Habe mich mal bei unseren lieben Franko-Thuringen umsehen wollen.

Karl.

So! Sie machen uns vielleicht auch einmal das Vergnügen im Casino. Sind Sie Reserve-Offizier?

Riegel.

Noch nicht, Herr Moser-Quincke. Aber im nächsten Jahre werde ich zu einer Uebung eingezogen und dann hoffe ich es zu werden.

Karl.

Wann haben Sie gedient, Herr von Riegel?

Riegel.

Vor zwei Jahren, Herr Moser-Quincke.

Karl.

Bei welchem Regiment?

Riegel.

Bei den vierten Kürassieren.

Karl.

Ein feines Regiment.

Riegel.

Allerdings. Und ich sage es mit Stolz: seit dem Anfang des Jahrhunderts haben alle meine unmittelbaren Vorfahren in diesem Regiment gedient. Ich vertrete das vierte Geschlecht in gerader Linie, das seine Uniform trägt.

Karl.

Bravo. Bei mir finden Sie Verständniß für Ihren Stolz, denn ich darf mich einer ähnlichen Auszeichnung rühmen. (Riegel blickt ihn überrascht an.) Seit der Errichtung des Leibregiments, das heißt seit mehr als zwei Jahrhunderten, war meine Familie ohne eine Unterbrechung darin vertreten. Ein Quincke war sein erster Commandeur und im letzten Kriege hat mein Großvater es geführt.

Riegel (sich verneigend).

Das ist freilich noch stolzer, das muß ich sagen.

Karl (ihm die Hand reichend).

Es war mir ein Vergnügen, Herr von Riegel. Ich bitte Sie also, wenn es Ihnen paßt, morgen — nein, morgen habe ich Dienst — aber übermorgen bei uns zu essen. Ja? Um zwei.

Riegel

(ihm die Hand drückend, sich verneigend und die Hacken zusammenschlagend).

Gewiß, Herr Moser-Quincke; ich werde nicht verfehlen. (Karl geht nach rechts zu den Damen.)

Riegel (zu Ernst).

Ein patenter Herr, dein Bruder, das muß ich sagen.

Ernst.

Und wie schneidig er ist, das sieht man ihm gar nicht an, wenn er so liebenswürdig plaudert und lächelt. Laß dir das von anderen erzählen.

Binz.

Im Casino wirst du von seinen tollen Ritten und Wetten genug erfahren. Um einige seiner verwegenen Stücklein rankt sich üppige Sagenbildung. (Kleefeld kommt zur Gruppe zurück und plaudert mit Ernst, der mit ihm zu seiner Mutter hinübergeht. Gleich darauf folgen auch Moser und Zittel. Alle gruppiren sich stehend um Fr. Moser und Marie, mit denen sie sich unterhalten. Kielholt verläßt mit Havermann den Salon. Man sieht ihn im Tanzsaal von Gruppe zu Gruppe gehen.)

Riegel (halblaut zu Binz).

Nun, der ist glücklicherweise viel mehr Quincke als Moses oder Moser. Der Uniform wohnt doch eine wunderbare erziehliche Kraft inne, das muß ich sagen.

Binz (lächelnd).

Siehst du wohl. Und wenn man diese Erziehungs-Wohlthat vielen seines Stammes angedeihen lassen wollte —

Riegel.

Oho! Seines Stammes — dagegen erhebe ich Einspruch im Namen der Quinckes. Solch altedles

fränkisches Blut hat eine derartig unverwüstliche Urkraft, daß selbst eine bedauerliche Beimischung sie nicht brechen kann.

Binz.

Ja — woran soll ich nun glauben: an die fränkische Urkraft oder an die erziehliche Uniform? Logik schwach, Riegel, nichts für ungut.

Christine (sich erhebend).

Lassen Sie uns wenigstens die kühle Nachtluft athmen, wenn wir nicht in den Garten gehen sollen. (Geht zum vordern Fenster links hinüber. Als sie an Binz und Riegel vorüberkommt, verneigen sich beide und treten ein wenig zurück.)

Kohn (Christine folgend, halblaut).

Fallen wir nicht auf, mein angehetetes Christinchen?

Christine (hinter dem vorgehaltenen Fächer, ebenso).

Weniger, als wenn wir von den Meinen abgesondert flüstern. (Blickt einen Augenblick zum Fenster hinaus.)

Riegel.

Fräulein Moser-Quincke ist in der That ein feudales Geschöpf, das muß ich sagen. Es ist eine Affenschande, daß der Judenjunge ihr Süßholz raspeln darf. Warte, ich will ihn von ihr weggraulen.

Binz.

Komm, Riegel, es ist nicht der Mühe werth. Laß uns nicht mit Allotriis durstspendende Nacht-

stunden vergeuden. Noch einen Stegreifschluck von Kielholts erfreulichem Sekt, und dann zu Biere! (Tritt mit Riegel zum Büffet. Sie trinken einander mit Sekt zu. Dann geht Binz zur Gruppe rechts hinüber, tippt Kleefeld und Ernst leicht auf die Schulter und tauscht mit ihnen einige Worte aus, worauf alle vier durch den Tanzsaal abgehen.)

8. Auftritt.

Rechts am Kamin **Moser, Fr. Moser, Zittel, Karl, Marie.**
Links vorn am Fenster **Christine** und **Kohn.**

Christine

(setzt sich, vom Vorhang halb verborgen, ans Fenster und legt den Arm auf die Brüstung. Kohn rückt einen Stuhl neben sie.)

Kohn.

Welch ein unleidlicher Zwang!

Christine.

Leide ich denn weniger darunter, mein Freund?

Kohn.

Daß ich nicht einmal Ihr süßes Händchen ergreifen und küssen darf!

Christine.

Darum stimmte ich doch Mariechens Vorschlag so eifrig zu. Im Garten ist es still und nächtig.

Kohn.

Und gerade wegen des Dunkels und der Ein-

ſamkeit würden unſere Begleiter uns doppelt ſcharf im Auge behalten.

Chriſtine.

Mariechen und Karl haben dieſelben Wünſche wie wir.

Kohn.

Aber Ihre Mama theilt ſie nicht. Fräulein von Quincke und Ihr Bruder ſind glücklich. Sie können einander ſehen, wo und wann ſie wollen.

Chriſtine.

Wenn wir doch auch Geſchwiſterkinder wären!

Kohn.

Das würde meinem Ehrgeiz nicht genügen, theures Herz.

Chriſtine.

Ich meine als Vorſtufe.

Kohn.

Ja. Das wäre eine köſtliche Schickſalsgunſt. Ich dürfte Sie dann beſuchen, ich könnte mit Ihnen allein ſein, vor allen Leuten du zu Ihnen ſagen — du, Chriſtinchen, du, Chriſtinchen —

Chriſtine (ſich zurücklehnend und die Augen ſchließend).

Ach!

Kohn.

Mir iſt es nicht ſo gut geworden. Um mit Ihnen

einen Augenblick allein zu sein, muß ich mich mit Ihnen unter die Leute flüchten, wo sie am dichtesten sind. Nur in der Menge können wir hoffen, unbemerkt zu bleiben.

Christine.

Das ist wahr. Ich wenigstens bemerke die Menge nicht, wenn Sie bei mir sind.

Kohn.

Das Gegentheil ist freilich nicht so sicher. Früher waren die Götter den Menschen gnädiger. Sie verhüllten Liebende manchmal mit Wolken vor unfreundlichen Blicken.

Christine.

Wer ist daran schuld, daß es nicht mehr geschieht? Ihr habt mit eurer Wissenschaft das Wunder aus der Welt gescheucht. Es gibt kein Wunder mehr.

Kohn.

Nicht? Christine, mein Christinchen, Sie sind ja selbst ein Wunder, wie es schöner und unfaßbarer keines geben kann.

Christine.

Ach, sehen Sie mich nicht so an. Ich glaube, wenn ich Sie vom andern Saalende beobachtete, ich würde jedes Ihrer Worte verstehen. Könnten Sie nur sehen, wie deutlich Ihre Blicke und Mienen reden!

Kohn

(sich zusammenraffend und seine Miene zu Gleichgiltigkeit zwingend).

Es ist ja auch im Grunde so unvernünftig und demüthigend, daß ich die Komödie der kühlen gesellschaftlichen Höflichkeit Ihnen gegenüber spielen muß, während Alles in mir mit unüberwindlicher Gewalt zu Ihnen hindrängt.

Christine.

Der Tanz ist doch eine köstliche Erfindung, nicht wahr?

Kohn.

Ja. Wenn Professor Kielholt uns nicht seine Bälle als Asyl der Liebe öffnete, so bliebe mir ja überhaupt nichts übrig als nächtlicher Einbruch mit Balkonscene und Romeos Strickleiter oder Entführung.

Christine.

Eigentlich wäre das wunderschön, aber noch mühseliger als das Tanzen, das ohnehin schon solch schweres Opfer für Sie ist, nicht wahr, mein armer Freund?

Kohn.

Ein Opfer, das Mittel, das mir gestattet, Sie in meine Arme zu fassen und an meine Brust zu pressen! Christine! . . . . Uebrigens ist das Wesen des Tanzes Rhythmus, das heißt Periodizität, der Tanz steht also unter dem Zahlengesetz und ist folglich ein Stück Mathematik.

Christine.

Tanz Mathematik? Das hätte ich nie geahnt. Oder war es im Gegentheil Ahnung, daß ich immer gern tanzte?

Kohn.

Süßes Christinchen! Aber ich finde, daß die Phase des Tanzens um Ihren Besitz nunmehr lang genug gewährt hat. Ich möchte Sie endlich ohne Musik an mein Herz drücken können.

Christine.

Zu innerer Musik.

Kohn.

Ja, theures Herz. Zu innerer Musik, zu Geigen und Flöten in der Seele. (Er bleibt einen Augenblick stumm in ihre Betrachtung versunken, dann nimmt er plötzlich wieder die künstlich gleichgiltige Miene an.) Verstehen Sie jetzt, warum es in mir aufjauchzte, als ich die Stockholmer Nachricht erhielt? Jetzt darf ich zu Ihren Eltern gehen und offen zu ihnen sprechen. Ich habe den Muth dazu, denn ich habe das Recht dazu.

Christine.

Darf ich sagen, was ich denke?

Kohn.

Christinchen! . . . .

Christine.

Ich kann nicht einsehen, daß sich etwas geändert

hat. Sie hatten immer das Recht, mit meinen Eltern zu sprechen, und ich habe nie recht begriffen, weshalb dazu ein besonderer Muth gehören sollte. Mama ist doch ein Engel und Papa ist so gut, ach, Sie wissen nicht —

Kohn.

Ihre Eltern flößen mir keine Furcht ein. Das thut überhaupt Niemand. Wenn ich sagte, daß ich Muth nöthig habe, so meinte ich nicht den Muth, mich ich weiß nicht welcher Gefahr auszusetzen, sondern den Muth, meinen eigenen Stolz zu überwinden. Anfeindung und Kampf — das schreckt mich nicht. Ich bin bereit, selbst Blut zu vergießen, eigenes wie fremdes. Aber ausgelacht zu werden — das könnte ich nicht vertragen. Christinchen, davor allein habe ich gezittert.

Christine.

Wem könnte es in den Sinn kommen, Sie auszulachen!

Kohn.

Das wäre unzweifelhaft geschehen, wenn ich früher um Ihre Hand angehalten hätte. Ein Jude, der nichts hat und nichts ist —

Christine.

Sie sind Dozent.

Kohn.

Das ist keine Stellung.

Christine.

Ihr Talent! Ihre Zukunft!

Kohn.

Darauf hinzuweisen wäre schlechthin Prahlerei. Ihre Eltern sind keine Mathematiker und brauchen nicht an mich zu glauben. Was ich bin, das weiß ich ganz gut. Aber Andere mußten es bisher nicht wissen und ich konnte es ihnen nicht gut selbst sagen.

Christine.

Aber ich konnte es ihnen sagen!

Kohn.

Theures Herz! . . . . Wenn ich mit dem Vorschlag gekommen wäre, eine der gefeiertsten Schönheiten und reichsten Partien der Stadt mit dem Namen Kohn zu schmücken —

Christine.

Mich stört der Name nicht. Ich liebe ihn beinahe. Und ich bin doch die nächste dazu. Es ist ja sehr traurig, daß das Vorurtheil besteht, aber gerade bei den Meinen setze ich es nicht voraus.

Kohn.

Hm.

Christine.

Es ist ja bei uns nie von etwas derartigem gesprochen worden, aber ich kann mir nicht denken, daß

man sich bei uns daran stößt. Papa — nun, der hat doch keine Ursache; und Mama — sie hat ja selbst einen Juden geheirathet; wie kann sie mir verdenken, daß ich ihrem Beispiel folge?

Kohn.

Mein geliebtes Christinchen, es ist immer noch ein Unterschied, ob ein jüdischer Millionär, der Sohn eines angesehenen Bankiers, die blutarme Tochter eines Generals heirathet, oder ein blutarmer Jude, der Sohn eines Dorfkrämers, die Tochter eines Millionärs.

Christine.

Leo! Sie glauben doch nicht, daß Mama meinen Vater wegen seines Geldes geheirathet hat —

Kohn.

Das sage ich nicht. Ich meine nur, daß der Fall sich anders ansah. Und dann lagen ja auch die Dinge vor sechsundzwanzig Jahren anders als heute. Ueber meine Werbung wäre man ohne Zweifel in ein Hohngelächter ausgebrochen und das, sehen Sie —

Christine.

Sind Sie nicht über Spott erhaben?

Kohn.

Ich wäre es, glaube ich, wenn ich nicht Jude wäre und Kohn hieße. Aber wegen dieser Stelle an mir bin ich ängstlich wie Jemand mit einer schmerzhaften Wunde, der eine rücksichtslose Anfassung fürchtet.

Christine.

Diese Empfindlichkeit ist krankhaft.

Kohn.

Sie ist krankhaft. Ich bin ja der erste, der es zugibt. Wir sind eben krank. Man hat uns krank gemacht. Und das Gefühl des Krankseins schwächt den Charakter derart, daß man sich unter der Vorstellung einer Verhöhnung wie ein Jammerlappen windet. Davon habe ich Ihnen nicht gesprochen, so lange es nutzlos war, weil ich doch keinen Ausweg sah. Jetzt, Christinchen, jetzt wird es anders. Der erste Preis bei einem Wettbewerb, an dem beide Welten theilgenommen haben, das ist eine objektive Thatsache. Die steht eisern da. Die kann Niemand eine Einbildung oder Selbstüberhebung nennen. Davor können auch die Herren Antisemiten der Fakultät sich nicht verschließen. Jetzt werden sie sich schämen, mir die Professur zu verweigern. Und bin ich erst Universitätsprofessor, so stehe ich nach der geltenden Anschauung gesellschaftlich Jedem gleich. Dann darf ich mit erhobener Stirne mein Christinchen verlangen. Natürlich kann ich noch immer eine Abweisung erfahren, aber ich habe mich nicht lächerlich gemacht.

Christine.

Wenn Sie es so fühlen, so kann ich nichts dagegen sagen. Mir ist es ja auch gleich, ob Sie als Professor oder das Privatdozent um mich anhalten. Wenn ich mich nur offen zu Ihnen bekennen darf.

Kohn.

Theures Mädchen! . . . . . Ah — es ist nichtswürdig, daß ich Sie nicht umarmen darf. Es bricht jetzt eine Zeit der Kämpfe für uns an, aber wir werden sie überwinden.

Christine.

Ich bin darüber ganz ruhig. Und ich meine auch, Sie stellen sich die Dinge schlimmer vor, als sie sind.

Kohn.

Mit Ihren Brüdern werde ich schwer fertig werden.

Christine.

Karl und Ernst sind gute Jungen und haben mich lieb.

Kohn.

Gerade deswegen werden sie mir nicht verzeihen, daß ich Ihr Herz gewonnen habe. Aus Liebe zu Ihnen, Christinchen. Ich kann es den jungen Herren im Grunde nachfühlen und darum wird es mir schwer, in der nämlichen Tonart zu antworten, wenn sie mich herausfordernd anblicken.

Christine.

Die Entscheidung liegt schließlich nicht bei meinen Brüdern, und was sie nicht hindern können, damit werden sie sich abfinden. Wenn Karl und Ernst Sie erst näher kennen, werden sie Ihnen auch gute und treue Schwäger sein.

Kohn.

Ich werde es an Mühe nicht fehlen lassen, ihre Freundschaft zu verdienen. Am meisten ist mir übrigens vor dem Augenblicke bang, wo ich Sie den Meinen zuführen werde.

Christine.

Wie! Werden sie eine Christin nicht mögen?

Kohn (lächelnd).

Meine Christin werden sie mögen. Nein. Ich fürchte den Eindruck, den meine Eltern auf Sie machen werden. Sie werden da in eine Welt treten, die Ihnen ganz unbekannt ist und die Sie nothwendig befremden, vielleicht abstoßen wird.

Christine.

Wie können Sie das glauben!

9. Auftritt.

Vorige. Kielholt (tritt aus dem Tanzsaal mit einer alten Dame ein, die er zum Büffet führt).

Kohn.

Mein Vater und meine Mutter sind beide Juden alten Schlags, die anstößiges Judendeutsch reden und von ihren wunderlichen Bräuchen nicht lassen wollen. Solche Aeußerlichkeiten richten leicht eine Scheidewand zwischen Menschen auf und man kommt nicht dazu,

hinter dem Trennenden das ewig Menschliche wahrzunehmen, das uns doch gleich vertraut wäre.

Christine.

Sieht Ihre Mutter Ihnen ähnlich?

Kohn (lächelnd).

Nein. Ich ihr.

Christine.

So meinte ich es ja, Sie Spötter. Dann kann sie mir nicht fremd sein, sie mag reden, wie sie will.

Kielholt (herantretend).

Sie suchen Kühle, gnädiges Fräulein?

Christine.

Ihr Garten im Mondlicht ist der schönste Anblick, den man träumen kann, Herr Rektor. Was ist das für wundervoller Duft, den der Wind uns von Zeit zu Zeit zuträgt?

Kielholt (sich hinauslehnend und witternd).

Ah — ja, das ist mein Oelbaum, der jetzt in voller Blüthe steht. Der hat diesen süßen, berauschenden Duft.

Christine.

Darauf muß ich Mama aufmerksam machen. (Erhebt sich und eilt zur Gruppe rechts, mit der sie während des folgenden Zwiegesprächs nach einigem Geplauder langsam zum Fenster zurückkehrt, an dem dann alle gruppirt stehen.)

Kielholt

(Kohn, der Christine folgen will, am Aermel fassend).

Einen Augenblick, Doktor Kohn.

Kohn.

Gewiß, Herr Rektor.

Kielholt

(seinen Arm nehmend und mit ihm langsam nach vorn in die Mitte schreitend).

Es scheint, daß man Sie zu einem glänzenden Erfolge beglückwünschen kann?

Kohn.

Haben Sie es schon erfahren?

Kielholt.

Geheimrath Moser hat mir eben die erfreuliche Nachricht mitgetheilt. Bravo, Doktor Kohn, bravo! (Schüttelt ihm die Hand.)

Kohn (sich verneigend).

Sie sind zu gütig, Herr Rektor.

Kielholt.

Das ist eine Ehre für unsere Universität und die Anerkennung dafür wird nicht ausbleiben. Der schwedische Orden ist Ihnen gewiß, und dann wird auch unser Herr nicht zurückbleiben wollen —

Kohn.

Das ist meine geringste Sorge. Worauf ich rechne, das ist, daß jetzt mein Gesuch —

Kielholt.

Ja, davon wollte ich Ihnen eben sprechen. Es macht mir doppelte Freude, daß Sie gerade jetzt diesen Weltpreis errungen haben. In Ihrem Triumphe können Sie mitleidig darüber lächeln, daß Ihrem Gesuche nicht stattgegeben wird.

Kohn.

So! (Kleine Pause.) Der Bescheid ist also herabgelangt?

Kielholt.

Er ist mir heute zugegangen. Ich wollte Sie mit ihm bekannt machen, ehe er Ihnen amtlich zugestellt wird.

Kohn.

Also abgelehnt. Und mit welcher Begründung?

Kielholt.

Mit gar keiner Begründung. (Gemüthlich.) Unter uns gesagt, mein guter Doktor Kohn, das konnten Sie sich doch an den Fingern abzählen; Sie glaubten nicht ernstlich, daß man Ihretwegen die Satzungen der Universität ändern werde.

Kohn.

Ich glaubte an Recht und Gesetz. Die Satzungen sind nicht in Einklang mit der Verfassung. Der Senat beging die Ungeschicklichkeit, sich in seinem ersten Bescheid auf die Satzungen zu berufen. Darauf berief ich mich auf die Verfassung. Den Trumpf brauchte ich mir nicht entgehen zu lassen.

Kielholt.

Nun, darauf wäre doch mancherlei zu erwidern. Sie sprechen von der Ungeschicklichkeit des Senats. Ich möchte Ihnen zeigen, daß seine Haltung Ihnen gegenüber auch anders angesehen werden kann. Wenn der Senat sagt: wir können Sie nicht zum Extraordinarius berufen, weil unsere Universität nach der Absicht ihres Stifters den Charakter einer christlich-evangelischen Anstalt hat, so ist der Abweisung die persönliche Spitze abgebrochen. Nicht Ihnen, dem Privatdozenten Dr. Leo Kohn, wird das Gesuch abgeschlagen, sondern ganz allgemein dem nicht christlich-evangelischen Gesuchsteller. In dem Augenblicke, in welchem Sie nicht mehr Jude sind, fällt das grundsätzliche Hinderniß weg und wir stehen dann nur noch der Person gegenüber, die nach ihrem eigenen Verdienste zu beurtheilen ist.

Kohn.

Sehr wohl, Herr Rektor. Es ist für mich von Werth, daß die Heuchelei ein Ende hat. Ich wollte die Herren zwingen, es auszusprechen: obschon Ihre

Ansprüche begründet sind, ernennen wir Sie dennoch nicht, lediglich weil Sie Jude sind.

Kielholt.

Was haben Sie gewonnen, wenn dies offen ausgesprochen wird?

Kohn.

Was ich gewonnen habe? Ich habe gewonnen, daß man Farbe bekennt, daß die Lüge der Gleichberechtigung vor Aller Augen aufgedeckt ist, daß man amtlich verkündet, die Verfassung sei ein Fetzen Papier, an den man sich nicht zu kehren hat.

Kielholt.

Regen Sie sich nicht unnütz auf, mein guter Dr. Kohn. Ich meine, Sie sollten dieses Farbebekennen nicht so eifrig wünschen. Maßgebende Persönlichkeiten, die heutzutage die Gleichberechtigung wenigstens noch theoretisch und grundsätzlich anzuerkennen heucheln, verdienen dafür immerhin einigen Dank. Denn sie üben Rücksicht zu ihrem eigenen Schaden. Sie verzichten auf sichere Volksthümlichkeit, wenn sie sich die Mühe nehmen, um den Brei zu gehen, statt stramm zu erklären: Juden haben nichts zu fordern und nichts zu erwarten.

Kohn.

Nun ja. Das ist wenigstens ein klarer Standpunkt. Ich ziehe ihn der Zweideutigkeit vor.

Kielholt (kopfschüttelnd).

Man rühmt Ihren Stamm mit Recht als klug Aber Alles, was Sie durch Ihre Klugheit gewinnen, verlieren Sie wieder durch Ihren Eigensinn. Mit einem Quentchen Diplomatie —

Kohn (ihm erregt ins Wort fallend).

Diplomatie ist doch wohl kaum am Platze, wo ich mein Recht fordern darf.

Kielholt.

Ihr Recht! Ihr Recht! Ein Recht, Professor zu werden, gibt es nicht. Für Christen ebensowenig wie für Juden. Das ist eine Auszeichnung, die von einem engen Kreise Berufener verliehen oder verweigert wird. Dabei können Irrthümer und Ungerechtigkeiten vorkommen, denn wir sind Menschen und allen Schwächen des Fleisches unterworfen. Für unsere Verfehlungen tragen wir die sittliche Verantwortlichkeit vor Mit- und Nachwelt. Aber auf ein Recht zu pochen hat Niemand.

Kohn (sich verneigend).

Sehr wohl, Herr Rektor. Ich darf mich nicht beklagen, daß Sie nicht genügend deutlich gewesen sind.

Kielholt
(gemüthlich; ihm auf die Schulter klopfend).

Da haben wir's. Nun sind Sie gewiß überzeugt, daß auch ich einer von den bösen Antisemiten bin.

Sie sind verbittert und das macht Sie ungerecht. Und Sie könnten doch leicht erfahren, wenn Sie es wissen wollten, daß ich mich wegen meines Eintretens für Sie und Andere Ihres Stammes hier beinahe mit allen meinen Kollegen überwerfe. Alles, was ich Ihnen sage, wird mir lediglich von meinem Wohlwollen für Sie eingegeben. Ihr zweites Gesuch war ein Fehler. Wenn Sie sich jetzt zu einer Aeußerung des Trotzes hinreißen lassen, wird es wieder ein Fehler sein. Wenn Sie in Fechterstellung fallen und im Namen der Gleichberechtigung vom Leder ziehen, so ist dies der größte Fehler. Ich wollte, ich könnte dies allen Ihren Stammgenossen beibringen. Sie thun, als hätten Sie etwas zu fordern. Schließlich haben Sie uns doch die Gleichberechtigung nicht mit bewaffneter Faust abgetrotzt. Sie ist doch kein zweiseitiger Vertrag. Wir haben sie Ihnen freiwillig zugestanden, sie ist ein Geschenk und den Umfang des Geschenks hat der Geber allein zu bemessen.

Kohn.

Das ist das tragische Mißverständniß zwischen uns. Wir bilden uns ein, in unserer Eigenschaft als Menschen den vollen Anspruch auf alle Menschenrechte zu haben, und Sie sind überzeugt, daß Sie uns eine Gnade erweisen, wenn Sie den Juden als Menschen anerkennen. Ihre stillschweigende Voraussetzung ist, daß der Jude die Menschenwürde nicht natürlich besitzt, sondern sie erst erlangt, wenn Ihre Gnade sie ihm ausdrücklich verleiht. So lange selbst

die gerechteſten und wohlwollendſten Chriſten ſo fühlen, iſt der Abgrund zwiſchen uns freilich unüberbrückbar.

Kielholt.

Immer geometriſch, mein guter Dr. Kohn! Immer in gerader Linie und in rechtem Winkel. Die Kunſt und das Leben ſind weniger ſtarr als die Mathematik. Es gibt Brücken über den angeblichen Abgrund. Ich bin dafür ein lebendiger Zeuge. Und ich hoffe und wünſche als Ihr Freund, daß auch Sie die Brücke finden. Sie dürfen ſich nur nicht in Trotz verhärten. Freuen Sie ſich jetzt ohne Rückhalt über Ihren großen Preis und machen Sie Ihrem Ordinarius und deſſen Schildträgern im Senat eine lange Naſe, wenn Sie einen Ruf nach auswärts bekommen.

(Im Tanzſaal beginnt die Muſik eine Quadrille zu ſpielen. Die Gruppe links vorn geräth in Bewegung. Karl bietet Marie den Arm und führt ſie nach dem Tanzſaale. Fr. Moſer, Moſer, Chriſtine folgen. Zittel tritt zu Kielholt.)

Kohn.

Verzeihen Sie, Herr Rektor. Ich bin für dieſen Tanz eingeſchrieben.

Kielholt.

Recht ſo, mein guter Dr. Kohn. Seien Sie jung. Freuen Sie ſich des Lebens. Das iſt der Weisheit letzter Schluß. (Nimmt Zittel am Arm und geht langſam mit ihm nach dem Tanzſaal ab.)

10. Auftritt.

Kohn, Christine, Fr. Moser. Moser. Die Diener am Büffet.

Kohn (sich vor Christine förmlich verneigend).
Mein gnädiges Fräulein —

Christine (seinen dargebotenen Arm nehmend).
Ja wohl, Herr Doktor.

Kohn

(gibt ihr durch einen Druck ein Zeichen, ein wenig zurückzubleiben, während Moser und Fr. Moser durch die Mittelthür abgehen. Rasch.)

Meine Hoffnung ist vereitelt. Wie mir der Rektor eröffnet, ist mein Gesuch um die Professur endgiltig abgewiesen.

Christine (ängstlich).
Aber darum geben Sie doch Ihre Absicht nicht auf —

Kohn.
Kann ich auf Sie rechnen, meine Christine?

Christine (fest).
Unbedingt.

Kohn.
Gegen Ueberredung und Zwang?

Christine.
Gegen Himmel und Hölle.

Kohn.

Sind Sie bereit, Entfremdung von den Ihrigen, Armuth und Verfolgung zu ertragen?

Chriſtine.

Mit Ihnen Alles.

Kohn.

Dann trete ich morgen den Schickſalsgang an. Umſo ſchlimmer. Der Stockholmer Preis iſt auch ein Rechtstitel. Und mein beſter Rechtstitel iſt ſchließlich meine Liebe. Chriſtine, du biſt nun meine Braut vor unſer beider Gewiſſen und mein Leben ſoll, bis ich ſiege, keinen andern Zweck haben, als dich mir zu erkämpfen. Mich lehrt die Ueberlieferung meines Stammes, um das geliebte Weib ſieben Jahre zu dienen, und vierzehn Jahre, wenn es ſein muß.

Chriſtine.

Und ich werde dir Treue halten, als ein deutſches Mädchen, ſieben Jahre, und ſieben mal ſieben Jahre, wenn es ſein muß.

Kohn.

Und nun komm, Theure, Einzige, nun laß uns tanzen wie zwei Glückliche.

Chriſtine (die Augen ſchließend, wonnevoll).

Wie zwei Glückliche. (Wenden ſich Arm in Arm nach der Thür im Hintergrund.)

11. Auftritt.

Vorige, (an der Thür des Tanzsaals erscheint) **Karl,** (gleich darauf) **Fr. Moser.**

Karl (scharf).

Wo bleibst du, Christine?

Kohn (erhobenen Hauptes).

Bei mir, Herr Leutnant!

Christine (rasch).

Ich komme ja.

Karl (wie oben).

Das sehe ich und darum —

Fr. Moser

(rasch zu Karl hintretend und ihn am Arm fassend).

Karl, Marie wartet!

Karl.

Jawohl, Mama.

(Christine zieht Kohn in den Tanzsaal. An Karl vorüberschreitend grüßt Kohn ihn mit einem kalten Kopfnicken. Beide messen einander mit den Blicken.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug

Vornehm und gediegen eingerichtetes Arbeitszimmer bei Moser.

Im Hintergrund: zwei Glasthüren, die sich auf eine mit Topfpflanzen besetzte Terrasse mit Marmorgeländer öffnen, von der zu beiden Seiten einige Stufen in einen weiten parkähnlichen Garten führen. Zwischen den Glasthüren ein großes Bildniß von Fr. Moser in reichem Rahmen über einem Goldbronze-Konsoltische, auf dem in einem japanischen Bronzegefäß ein Blumengebinde steht.

Rechts: in der Mitte eine Flügelthür; rückwärts zwei drapirte Ebenholzsockel mit Marmor-Frauenbüsten; vorn ein geschnitzter Ebenholz- und Glasschrank, in welchem man einen Landwehrhauptmanns-Waffenrock mit Epaulettes, Degen, Portepée, Schärpe und Helm sieht; an dem Rocke sind das Eiserne Kreuz, ein Orden mit Schwertern und zwei Kriegsdenkmünzen vorschriftsmäßig befestigt; vor dem Schrank, gegen die Mitte der Bühne, etwas schräg zum Zuschauerraum gerückt, eine mit rothem Sammt und Goldfransen drapirte Ebenholzstaffelei; auf dieser ein Bild, das ein etwa sechsjähriges braunlockiges Mädchen in Rosakleidchen mit einer großen Puppe im Arm darstellt.

Links: vorn eine Thür mit Vorhang; die ganze übrige Wand ist von einer Ebenholzbücherei eingenommen, auf der drei Bronzebüsten nach Antiken stehen; vor den Bücherschränken, bis

zur Mitte des Raumes reichend, ein großer Diplomatenschreibtisch mit Büchern und Papieren; dahinter ein niedriger Armstuhl; auf dem Schreibtisch, neben anderen Nippsachen, einem Schreibzeug von Silber und Kristall, Silberleuchtern, einer Klingel u. s. w., auf einer farbigen Schmelzplatte ein Kinder-Händchen und -Füßchen aus Bronze; an den beiden Seiten des Schreibtisches rechts und links vom Armstuhl je zwei leichte Stühle; in den hinteren Ecken rechts und links Mappenständer für Kunstblätter großen Formats.

1. Auftritt.

Moser hinter seinem Schreibtisch. **Diener**, ältlich, in schwarzer Livrée und weißer Halsbinde.

Moser.

So hat mein verehrter Herr Sohn Sie wieder angepumpt, Wilhelm.

Diener (lächelnd).

Nun ja, Herr Geheimrath, es ist ja auch die Zeit.

Moser.

Da haben Sie Recht. Ordnung hat der Junge. Darin ist er musterhaft. Am ersten rückt der Alte den Monatswechsel heraus. Zwischen dem 16. und 17. wird Mutter um eine Abrundung des Taschengeldes angeschmeichelt. Zweihundert Mark verlangt er, hundert bekommt er, er gibt sich zufrieden, nur darf es der Alte nicht erfahren. Um den 21. oder 22. endlich wird bei Ihnen ein Pump angelegt. Alles mit größter Regelmäßigkeit. Er irrt sich kaum einmal

um einen Tag. (An der Glasthür links erscheint Christine, mit einem Garten-Strohhut im Rücken, öffnet, steckt den Kopf herein, lächelt dem Vater zu, der ihr wiederlächelnd nickt, und geht wieder in den Garten hinunter.) Nun, wieviel war es?

Diener.

Die üblichen zwanzig Mark, wie immer.

Moser

(holt ein Zwanzigmarkstück hervor und reicht es ihm).

Hier, Wilhelm. Und nun bleiben Sie bis zum 25. unerbittlich, hören Sie?

Diener.

Zu Befehl, Herr Geheimrath. Die gewöhnlichen vier Tage, wie immer.

Moser.

Ja. Ich weiß nicht, wie der junge Herr es nur anfängt — wenn zu meiner Zeit ein Student dreihundert Mark monatlich hatte, so wurde er seinen Kommilitonen beinahe schon unheimlich. Und ich bin doch auch noch kein Mummelgreis. Gar so lange her ist das doch nicht.

Diener.

Herr Ernst sind ja aber auch im feinsten Corps unserer Universität. Da muß man es sich schon etwas kosten lassen.

Moser.

Nun ja; nun ja. Allein über vierhundert Mark

jeden Monat, das ist ein bißchen viel. Schämt sich denn der Junge vor Ihnen nicht? Spricht er Ihnen wenigstens schandenhalber manchmal vom Zurückzahlen?

Diener.

Nein, Herr Geheimrath, das thut er nicht. Wenn ich ihn mahne — Herr Geheimrath haben es ja befohlen —

Moser.

Gewiß.

Diener.

— dann lacht der junge Herr und sagt: Lassen Sie gut sein, Wilhelm. Sie legen Ihr Geld ausgezeichnet an. Es wird sich alles wiederfinden.

Moser.

Jawohl, jawohl. Das liederliche Tuch.

2. Auftritt.

Vorige. Christine öffnet wieder die Glasthür links und bleibt stehen.

Moser.

Was hast du nur, mein Kätzchen, daß du nun schon zum drittenmal das Köpfchen hereinsteckst.

Christine.

Ich wollte sehen, ob du allein bist, Papachen.

Moſer.

Natürlich bin ich allein. (Winkt dem Diener, der durch die Flügelthür rechts abgeht.)

3. Auftritt.

Moſer, Chriſtine.

Chriſtine

(kommt zögernd um den Schreibtiſch herum und tritt von vorn zu Moſer, der ſie an ſich zieht, ſie auf die Stirne küßt und ihr zärtlich das Haar ſtreichelt).

Moſer.

Willſt du was, mein Kätzchen? Machſt du mir die Freude, etwas zu wollen?

Chriſtine

(ſchüttelt verneinend den Kopf, ſieht ihn einen Augenblick verwirrt an, dann gleitet ſie plötzlich vor ihm auf den Boden nieder und verbirgt auf ſeinen Knieen ihr Antlitz in ſeine Hand).

Moſer

(ſich zu ihr hinabbeugend und ſie am Kinn faſſend).

Nun, mein Chriſtinchen, nun, nun — was heißt denn das — du glühſt ja wie ein Mohnblümchen — und ſo verwirrt — haſt du was angeſtellt, mein Chriſtinchen, ſoll ich dir was verzeihen?

Chriſtine.

Darf ich —

Moſer.

Darfſt du, was?

Christine.

Sagen, Papachen —

Moser.

Du darfst, mein Kätzchen, du sollst, du mußt. Komm, schütte dein Herzchen aus. (Hebt sie auf, setzt sie sich auf den Schoß und hält ihre Mitte mit seiner Rechten umfaßt.) Nun, was gibt es.

Christine (den Kopf senkend, stockend).

Papa, du wirst — du wirst — einen Besuch bekommen.

Moser (aufhorchend).

So? Wer soll das sein?

Christine (zögert ein wenig, dann fest).

Doktor Kohn.

Moser (unangenehm überrascht).

Ei was — Dr. Kohn? Doch nicht, um —

Christine (leise, fest).

Doch, Papa.

Moser

(sieht sie lang an, dann stellt er sie sachte auf die Füße, erhebt sich, kommt links um den Schreibtisch hervor und geht in der Stube der Länge nach auf und ab. Christine gegenüber stehenbleibend).

Hm — und — anscheinend mit deiner Zustimmung?

Christine (wie vorhin).

Ja, Papa. Sonst würde ich doch nicht davon reden.

Moſer (wieder auf und ab gehend).

Hm — ſo — nun ja — Dr. Kohn — ja — weißt du denn auch, was du thuſt, mein Herzenskind?

Chriſtine.

Ich glaube, ich weiß es, Papa.

Moſer.

Das iſt unmöglich. Iſt es dir wirklich damit ernſt?

Chriſtine (auf ihn zueilend und ihn umarmend).

Furchtbar ernſt, Papa.

Moſer

(ſie auf die Stirn küſſend und ſich mit ihr auf die beiden Stühle an der Vorderſeite des Schreibtiſches ſetzend. Schwer mit ſeiner Bewegung kämpfend).

Du betrübſt mich, mein theures Kind; du betrübſt mich wirklich; zum erſtenmal in deinem holden Leben.

Chriſtine.

Ach, Papa, das möchte ich gewiß nicht. Aber warum ſoll es dich betrüben? Dr. Kohn —

Moſer (ſtockend; alle die Zeit mehr für ſich).

Dr. Kohn oder ein Anderer. Es iſt eine verwickelte Geſchichte. Es iſt einem nicht gleich ganz klar. Man muß es ſich erſt überlegen, warum es einem einen Stich ins Herz gibt. (Chriſtine erfaßt ſeine Hand und küßt ſie bewegt.) Dann findet man ja vielleicht, daß der Unmuth theilweiſe unberechtigt iſt.

Man denkt nicht daran, vielleicht weil man nicht daran denken will — weil man eine geheime Angst hat, daran zu denken — daß Schätzchen groß wird — daß es eine junge Dame wird — daß es heirathen will — mir warst du bis zu dieser Stunde mein Herzblättchen — mein Herzblümchen — mein Nestküken — mir warst du das süße kleine Mädchen im Rosakleidchen, das du (auf das Staffeleibild zeigend) hier bist, mit der Puppe im Arm — dieses Bild habe ich immer vor Augen — ich bildete mir ein, daß du noch immer so bist — und nun kommst du plötzlich — und nennst einen fremden Namen — und wirst feuerroth dabei — und reißt mich aus dem Irrthum, in den ich mich eingesponnen habe. Und so muß ich denn daran glauben, daß du nicht mehr mein kleines theures Ding da bist und hinaus willst — weg — die Alten mögen sehen, wo sie bleiben — auch wenn es ihnen das Herz bricht — (Christine wirft sich ihm an die Brust und verbirgt ihr Gesicht gegen ihn. Moser, ihr Haar streichelnd). Sag nichts, mein Kätzchen. Es ist ja dummes Zeug, was dein alter Esel von Vater redet. Du bist zwanzig Jahre alt. Das ist der Welt Lauf und wir können ihn nicht aufhalten. Wir dürfen nicht, auch wenn wir können. (Steht auf und geht wieder einigemale auf und ab). Ich sehe es ein. Ich würde auf jeden jungen Mann bös sein, der mir mein Schätzchen nehmen will. Aber das ist selbstsüchtig. Ich habe kein Recht, dieser Eifersucht Raum zu geben. Dazu erziehen wir euch ja. Ihr seid der Sonnenschein unseres Hauses. Dann kommt ein

fremder Mensch und holt euch weg und im Hause wird es dunkel und traurig. (Wendet sich um, um seine tiefe Bewegung zu verbergen. Sich räuspernd.) Nun ja, nun ja. Das ist mal nicht anders. Aber — dann soll es wenigstens dein Glück sein. Denn wenn es nicht einmal das ist, dann —

Christine (zu Moser tretend und ihn liebkosend).

Papa — du weißt nicht, wie mir bei deinen Worten ist. Ehe ich dir Schmerz bereite, möchte ich lieber tausendmal sterben. Aber ich fühle deutlich — es kann nicht so sein, wie du sagst. Ich bin ganz sicher, daß ich dich nicht weniger lieb habe, seit ich — das ist ganz was anders. Und wenn ich hundert Jahre alt werde —

Moser (innig).

Gott gebe dir's.

Christine.

— und wenn ich hundert Jahre die Frau eines Andern bin — du bleibst mir doch immer und ewig, was du mir bist.

Moser.

Ja ja — das sagt man ja wohl — das glaubt man ja auch — aber die Entfremdung ist doch unausbleiblich. Na, genug davon. Wie gesagt, man hat die Pflicht, die Selbstsucht zu überwinden. Wenn nur dein Glück gesichert oder mindestens wahrscheinlich wäre.

Christine (überströmend).

Das ist es, Papa, o, darüber kannst du ruhig sein, ganz ruhig.

Moser

(setzt sich wieder mit Christine auf die beiden Stühle vorn. Er hat seine volle Fassung wiedergefunden. Ernst und ruhig).

Ich bin darüber nicht ruhig und glaube bis auf Weiteres an einen Herzensirrthum bei dir. (Christine schüttelt, geheim in sich hineinlächelnd, das Haupt.) Wenn du ihn als Irrthum erkenntest, so würdest du ihn ja nicht begehen, mein theures Kind. Dr. Kohn hat sich an dich herangemacht —

Christine (verletzt).

O, Vater —

Moser (ihr die Hand drückend).

— er ist ein eleganter Tänzer —

Christine (lebhaft).

Er hat erst um meinetwillen tanzen gelernt.

Moser.

So? Recht geschickt. Du siehst das wohl als ein Opfer an? Wo möglich als eine Heldenthat?

Christine.

Nein. Ich will nur sagen, daß er mich nicht durch sein Tanzen gewonnen hat.

Moſer.

Gut. So hat er es durch ſein gewandtes Mundwerk gethan. Er plaudert ja in der That ganz klug und unterhaltlich. Und weil er nun der erſte war, der die Dreiſtigkeit hatte, ſich an dich zu drängen —

Chriſtine (verſchämt; ſtockend).

Glaube das nicht, Papa. Es hat auch Andere gegeben — es gibt auch Andere — aber es war nicht dasſelbe.

Moſer.

Alſo gut. Ich will nicht beſtreiten, daß er auf dich einen ſtärkern Eindruck machen konnte als Andere. Aber junge Mädchen irren ſich eben über den erſten Eindruck, den ſie von einem jungen Mann empfangen. Sie haben eine natürliche Neigung, ihn für tiefer und dauernder zu halten, als er iſt. Aber er verwiſcht ſich faſt immer —

Chriſtine (leiſe, beſtimmt).

Faſt immer, Papa. Aber nicht immer. Sicher nicht in meinem Falle.

Moſer.

Das kannſt du erſt nach einem ehrlichen Verſuche behaupten, mein theures Kind. Den Verſuch mußt du machen. Das ſchuldeſt du deinem Glück und uns, die für dein Glück verantwortlich ſind.

Christine.

Ich glaube, Papa, für sein Glück ist Jeder selbst verantwortlich.

Moser.

Schätzchen, als du klein warst, hinderten wir dich, mit dem Händchen nach der brennenden Kerze zu langen und mit dem Messer zu spielen. Du weintest und strampeltest, wir küßten dich, aber wir gaben dir nicht nach und wir hatten Recht. Nicht wahr? Es war vielleicht ein Fehler von uns, daß wir den Verkehr mit Dr. Kohn zugelassen haben. Es ist uns natürlich nicht entgangen, daß er nicht von deiner Seite wich, so oft wir bei Kielholt waren. Ich bin auch nicht dümmer und blinder als ein Anderer und ich bin hundertmal klüger und scharfsichtiger als alle Anderen, wenn es sich um mein Herzblättchen handelt. Aber ich war überzeugt, daß die Sache harmlos ist. Ich hielt ihn nicht für einen gewöhnlichen Kurschneider. Er ist ein anständiger, ernster Mensch und gilt für ein großes Talent. Ich gönne dir die Unterhaltung, die ohne Zweifel geistiger gewesen ist als die gewöhnlichen Ballgespräche unserer schneidigen jungen Herren. Daß er es wagen würde, Ansprüche auf dich zu erheben, das konnte mir nicht in den Sinn kommen. Schon sein Name schien mir eine Bürgschaft gegen solche Kühnheit.

Christine.

Aber Papa — der Name eines Menschen ist

doch etwas Aeußerliches, etwas Hinzugefügtes. Den Namen ſieht und fühlt man doch nicht, wenn man mit Jemand beiſammen iſt.

Moſer (halb für ſich).

Dieſen Namen ſieht und fühlt man immer. Nein, Chriſtinchen, es kann nicht ſein. Du kannſt nicht Frau Kohn heißen.

Chriſtine.

Warum nicht, Papa?

Moſer.

Du weißt nicht, was es bedeutet —

Chriſtine (feſt).

Doch, Papa. Ich weiß es. Wie ſollt' ich nicht. Ich war ja ſelbſt in der erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft von dem Namen etwas abgeſtoßen — er hatte für mich einen Beigeſchmack — und Marie neckte mich ja auch, beſonders in der letzten Zeit. Aber ich habe nachgedacht. Und ich habe gefunden, daß ich einem häßlichen Vorurtheil nicht nachgeben darf. (Kleine Pauſe.) Papa, wir ſcheuen uns beide, das Wort auszuſprechen, und reden in weitem Bogen um das Eigentliche herum. Mich ſtört es nicht, daß Dr. Kohn Jude iſt. Ich — ich habe mich darauf beſonnen, daß ich ja auch ein Stück Jüdin bin. Ich habe früher nie daran gedacht. Aber ich weiß es jetzt. Ich weiß es, ſeit — ſeit Dr. Kohn —

Moſer

(erregt, mit etwas unſicherer Stimme, die allmälig heftiger wird).

Das hat dir Dr. Kohn in den Kopf geſetzt. Es iſt falſch. Er hat ſehr Unrecht, dir ſo zu kommen. Du haſt nichts mit ihm gemein. Du biſt ein chriſtliches deutſches Mädchen. Ich habe mich nicht aus dem Ghetto in die friſche Luft gerettet, damit das liebſte, was ich in der Welt habe, von einem jüdiſchen Mitgiftjäger wieder in die übeln Gerüche hineingezogen wird.

Chriſtine.

Papa, das iſt eine Beleidigung, die Dr. Kohn nicht verdient. Zu ihm zu gehören kann niemals bedeuten, daß man üble Gerüche athmet. Und ein Mitgiftjäger iſt er auch nicht, davon wird er dich überzeugen.

Moſer.

Gib zu, daß er bemerkenswerth geſchickt gewählt hat.

Chriſtine.

Darüber darf ich wohl kein Urtheil haben, Papa. Ich glaube, er würde mich nicht minder gewählt haben, wenn ich ganz arm wäre. Daß ich es nicht bin, iſt mir um ſeinetwillen eine Freude. Es iſt ein ſo ſchönes Gefühl, in jeder Beziehung das Glück des Mannes zu ſein, den man liebt, ihm den Lebensweg auch zu erleichtern, nicht nur zu verſchönern.

Moſer.

Chriſtinchen, ſo habe ich dich nie gekannt. Und

ich habe dich doch keinen Tag deines Lebens aus den Augen verloren. Wo haſt du dieſe Entſchloſſenheit und Schlagfertigkeit in deinem Seelchen vor mir verborgen? (Chriſtine küßt ihm die Hand.) Und doch, Kind, ich muß dabei bleiben. Es iſt ganz undenkbar, daß du Frau Kohn wirſt. (Aufſpringend, auf und ab gehend.) Ganz undenkbar. Eine Ausgeſtoßene aus unſerm Kreiſe zu werden. — eine Mißachtete — eine Verfolgte — dein Leben lang — daran haſt du wohl nicht gedacht?

Chriſtine.

Ich habe ſeit Monaten an nichts Anderes gedacht, Papa. Aber ich glaube nicht, daß es ſo ſchlimm iſt. Und wenn — nun gut, ſo will ich es tragen. An der Welt liegt mir ſchließlich nichts und wenn ich ihn habe, ſo habe ich reichen Erſatz für ſie.

Moſer (ſchroff).

Kind, es kann nicht ſein.

Chriſtine (feſt, mit dumpfer Stimme).

Papa, es muß ſein. Das Leben hat ſonſt keinen Werth für mich. Ich will dann nicht leben.

Moſer.

Wirſt du gleich ſchweigen, böſes Kind, du.

Chriſtine.

Ich darf nicht ſchweigen, wo ich die Pflicht habe, zu reden.

Moser.

Du willst nicht leben — das sagt sie so leichthin, als ob nichts dran hinge —

Christine.

Dir, Papa, dir schulde ich doch die ganze Wahrheit. Du mußt doch wissen, wie es mit mir steht. Gegen deinen Willen werde ich freilich nie etwas thun, ich werde dir gehorchen, aber mein Herz wird dabei brechen. (Bricht in Thränen aus.)

Moser.

Ja, wenn du mir so kommst — dann muß ich ja wohl zu Allem Ja und Amen sagen. Gegen diese Art Erpressung ist ein Vater natürlich wehrlos.

Christine (gekränkt).

Erpressung — o Papa!

Moser.

Na — das ist ja nur eine Art Scherz — ein Scherz, den ich mit zentnerschwerem Herzen mache. Das allerdings. Das ist auch eine Wahrheit, die ich wieder dir schulde. (Auf und ab gehend, halb für sich.) Du hast eben bei dieser ganzen Abmachung mit dem Dr. Kohn nur an dich gedacht. Wie Unsereinem dabei zu Muthe sein wird, das hast du dich wahrscheinlich noch gar nicht gefragt. Daß du mein Augapfel bist, das verpflichtet dich natürlich zu nichts. (Vor Christine stehen bleibend, mit wachsender Bewegung,

die ihn schließlich überwältigt.) Du weißt ja gar nicht, was du mir bist. Seit du ein ganz kleines hilfloses Würmchen warst, hatte ich dich immer so lieb, so lieb, daß ich jeden einzelnen Augenblick deines theuern Lebens festhalten wollte, damit er mir nicht entschwinde, damit er mich immer beglücke. Ich habe der Zeit geboten, stillzustehen. Ich besitze dein Bildniß aus jedem Vierteljahr deines Lebens. (Das Bronze-Händchen und -Füßchen vom Schreibtisch nehmend.) Ich habe deine süßen winzigen Kinder-Händchen und -Füßchen abformen lassen. Es ist mir ein ewiges Bedauern, daß ich deine ersten Schreie, das erste Zwitschern deines Stimmchens nicht im Phonographen bewahrt habe, um sie immer wieder zu hören. Ich hatte die Sehnsucht, dich groß zu sehen, und zugleich das Bangen, daß es zu bald geschieht, und das sträfliche Verlangen, daß du bleiben möchtest, wie du warst. (Legt die Bronze zurück.) Als dich die nichtswürdige Kinderfrau einmal fallen ließ und du mit der großen Beule an der Stirn wimmernd im Bettchen lagst, da überkam mich der Gedanke, daß das Leben dir vielleicht noch manche Schmerzen zufügen wird, und ich fragte mich ernstlich, ob ich wohl lieber sterben möchte, ehe ich dich leiden sehe, oder ob es nicht liebevoller und treuer wäre, trostloser Zeuge deiner Schmerzen zu sein und jedes unabwendbare Leid mit dir zu tragen. Also verstehe mich. Ich weiß, daß du trüben Tagen entgegengehst, wenn ich dir deinen Willen thue. Du glaubst, daß dir Leid bereitet wird, wenn ich dir deinen Willen nicht thue.

Christine.

Ich weiß es, Papa.

Moser.

Schmerzen in diesem Falle. Schmerzen in jenem Falle. Was soll ich thun? Dir ein Leid zuzufügen, dazu habe ich nicht das Herz. Das Leid zu verhüten, das ich voraussehe — o, bestimmt! — dazu habe ich nicht die Kraft. So will ich dir beistehen und mit dir leiden, wenn ich es nicht abwenden kann.

Christine

(ihm in die Arme stürzend, aufjauchzend).

O, Herzenspapa!

Moser

(sie auf die Stirn küssend und sanft abwehrend; vorwurfsvoll).

Ja wohl. Mit mir kannst du bald fertig werden. Das ist kein Kunststück. Hast du dich schon Mama anvertraut?

Christine.

Nein, Papa. Ich dachte —

Moser.

Siehst du wohl. Damit hättest du anfangen sollen.

Christine.

Dr. Kohn wird zu dir kommen. Ich mußte doch zuerst dich auf den Besuch vorbereiten.

Moser.

Ja ja, schon gut. Aber die Mutter wird nicht

einwilligen wollen — du wirst sehen — und die Anderen —

Christine.

Wenn du zustimmst, so haben die Anderen zu gehorchen.

Moser.

Ja wohl. Wie du dir das nur vorstellst. Ich bin doch kein Tyrann. Ich bin doch kein Leuteschinder. Mama ist schließlich ebenso nah dazu wie ich.

Christine.

Mama will gewiß nicht, daß ich unglücklich sei. Und Mama ist über Vorurtheile erhaben.

Moser.

Gut, gut, gehe zu ihr, gewinne sie — es wird sich ja zeigen.

4. Auftritt.

Vorige. Diener.

Diener

(durch die Thür rechts eintretend, mit einer Visitenkarte auf einer Silberplatte).

Der Herr wünscht von Herrn Geheimrath empfangen zu werden.

Moser

(wirft einen Blick auf die Karte und legt sie auf den Schreibtisch).

Chriſtine (leiſe).

Er?

Moſer (nickt. Zum Diener).

Ich laſſe bitten. (Diener ab.)

5. Auftritt.

Moſer. Chriſtine.

Chriſtine

(ſpringt auf und thut einige raſche Schritte nach dem Hintergrunde; dann bleibt ſie plötzlich ſtehen und kommt langſam wieder nach vorn).

Nicht wahr, ich ſoll lieber bleiben, Papachen?

Moſer.

Ja — ich weiß nicht — deine Gegenwart muß ihn jedenfalls befangen machen.

Chriſtine (entſchloſſen).

Er ſoll mich wenigſtens ſehen, wenn er eintritt. Er iſt dann gewiß zuverſichtlicher.

6. Auftritt.

Vorige. Kohn.

Kohn (tritt durch die Thür rechts ein). Chriſtine (eilt auf ihn zu, als wollte ſie ſich ihm an die Bruſt werfen, hält jedoch an ſich, bleibt vor ihm ſtehen und ſtreckt ihm nur die Hand mit inniger Bewegung entgegen).

Kohn (ergreift die Hand und küßt sie).

Gnädiges Fräulein —

Christine.

Das hast du nicht mehr nöthig, Leo.

Kohn (überrascht, halb erschrocken).

Wie, Christine —

Christine.

Papa weiß Alles.

Kohn

(Christines Hand erfassend und mit ihr zu Moser tretend, der mit dem Rücken an den Schreibtisch gelehnt dasteht und die Beiden sorgenvoll betrachtet).

Herr Geheimrath, das Weib ist wieder einmal tapferer als der Mann und beschämt dessen Zaghaftigkeit. Fräulein Christine erleichtert mir den Schritt, den ich thun will, setzt mich aber andererseits in Verlegenheit. Es scheint mir, es wäre richtiger gewesen, Sie hätten aus meinem Munde erfahren —

Moser.

Das ist unwesentlich, Herr Dr. Kohn.

Kohn (sich verneigend).

So wage ich denn, Herr Geheimrath, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten, die ich aus ganzer Seele, von ganzem Herzen liebe (Christine drückt ihm die Hand und blickt ihn innig an) und die mich mit der

Versicherung beglückt hat, daß sie bereit ist, ihr Leben lang Freud und Leid mit mir zu theilen. (Er hat ihr während dieser Worte ins Gesicht gesehen.)

Christine (leise, fest).

Ja. Dazu bin ich bereit.

Kohn.

Ich bitte Sie zugleich um Verzeihung, daß ich gegen alles Herkommen nicht im Frack erscheine. Aber in unserer kleinen Stadt wird Alles bemerkt und beklatscht und ich mochte nicht gleich an die große Glocke hängen, daß ich —

Moser (ihm etwas ungeduldig ins Wort fallend).

Aber ich bitte Sie, das sind doch Aeußerlichkeiten ohne jede Bedeutung. Wir haben andere Sorgen. (Zu Christine.) Geh, Kind. Laß uns einen Augenblick allein. Wir müssen uns aussprechen und das geschieht unbefangener, wenn du nicht dabei bist.

Christine.

Wie du befiehlst, Papa. (Küßt ihm die Hand. Im Abgehen zu Kohn, flüsternd.) Sei unverzagt, Geliebter. Papa ist gut. (Ab durch die linke Glasthür im Hintergrunde. Sie setzt sich auf die oberste Stufe der Terrasse und zerpflückt mechanisch Blumen, die sie von den Topfpflanzen abbricht. Von Zeit zu Zeit wendet sie den Kopf, um die Beiden in der Stube zu beobachten. Zweimal im Laufe des Auftrittes erhebt sie sich, durchschreitet die Terrasse, blickt herein und kehrt an ihren Platz zurück.)

7. Auftritt.

Moſer, Kohn.

Moſer

(begibt ſich zum Armſtuhl hinter dem Schreibtiſch und ladet Kohn mit einer Handbewegung ein, auf einem der beiden Stühle vorn, den er zurechtrückt, Platz zu nehmen. Er ſpricht anfangs etwas zögernd, wird aber allmälig beſtimmt).

Ja — ich verhehle Ihnen nicht, Herr Dr. Kohn — hm — Sie ſind zu geiſtvoll, um nicht ſelbſt ſehr wohl zu empfinden, daß Sie — hm — daß Ihr Schritt mich zunächſt überraſchen muß. Hm hm. Ein gewiſſes — Selbſtbewußtſein — ich bitte Sie im Voraus um Entſchuldigung, wenn ich meine Worte nicht auf die Goldwage lege — es handelt ſich um das Lebensglück meiner einzigen Tochter, die ich über Alles in der Welt lieb habe, und darauf muß ich mehr Rückſicht nehmen als auf die Vorſchriften der Salonhöflichkeit.

Kohn.

Das verſteht ſich, Herr Geheimrath.

Moſer.

Nun ja. Ich meine alſo, daß bei dem Unterſchiede in der geſellſchaftlichen Stellung unſerer Familien —

Kohn (einfallend).

Ich verkenne dieſen Unterſchied nicht, Herr Geheimrath. Aber ich bitte Sie, von meiner Familie abzuſehen, die keine Anſprüche erhebt und Ihnen niemals

beschwerlich werden wird. Wollen Sie mich nur als Einzelwesen betrachten. Sie haben von Selbstbewußtsein gesprochen —

Moser.

Sie verzeihen!

Kohn.

Da ist nichts zu verzeihen. Ich leugne durchaus nicht, daß ich Selbstbewußtsein habe. Wenn nichts Anderes für mich spräche, als daß ich die Liebe von Christine gewinnen konnte, so hätte ich schon allen Grund, den Kopf recht hoch zu tragen.

Moser.

Das ist richtig.

Kohn.

Ich darf aber hinzufügen, daß ich in meinem Fache zu den Ersten gezählt werde — nicht von Gönnern und Freunden, von den Berufensten, selbst von Feinden. Die große goldene Ehrenmünze, die mir von der Stockholmer Akademie zuerkannt wurde, ist keine Einbildung, sondern ein objektiver Beweis. Ein Lehrstuhl ist mir sicher. Wenn nicht hier, dann anderswo, voraussichtlich an vornehmerer Stelle. Muß es sein, so will ich meine Ungeduld bezwingen und Christine erst heimführen, nachdem ich Professor geworden bin. Lang wird es nicht dauern. Dann wird hoffentlich gegen meine gesellschaftliche Stellung nichts einzuwenden sein. Es ist wahr, Reichthum habe ich Christine nicht zu bieten —

Moſer.

Chriſtine iſt reich genug, um von Niemand etwas zu brauchen.

Kohn (lebhaft).

Verzeihung — ich erkläre im Voraus, daß ich auf jede Mitgift verzichte, ja ſie beſtimmt zurückweiſe.

Moſer.

Aber lieber Dr. Kohn, wie können Sie, ein praktiſcher Mathematiker —

Kohn.

Auf dieſen Titel habe ich keinen Anſpruch. Börſenſpieler, Spekulanten und dergleichen mag man praktiſche Mathematiker nennen. Ich rühme mich, ein theoretiſcher Mathematiker zu ſein.

Moſer.

Meinetwegen. Aber Sie glauben doch nicht ernſtlich, daß ich mein eigen Fleiſch und Blut zu Dürftigkeit verurtheilen werde, weil es Ihnen gefällt, großartig zu zeigen, daß Sie es nicht auf das Vermögen meiner Tochter abgeſehen haben. Nehmen Sie mir's nicht übel: das iſt Hochmuth und ſonſt nichts.

Kohn (ſich verneigend).

Das Wort muß ich mir gefallen laſſen.

Moſer.

Doch darüber brauchen wir heute nicht zu rechten.

Das wird sich finden. Ich meine ja etwas ganz anderes, wenn ich von gesellschaftlicher Stellung spreche. Gewiß hat ein Geheimrath keine Ursache, auf einen Universitätsprofessor hinabzusehen. Ich hätte erwartet, daß Sie mich verstehen würden. (Kleine Pause).

Kohn.

Ich bitte ergebenst um größere Deutlichkeit.

Moser.

Es thut mir leid, daß Sie mich nöthigen, die Pünktchen auf die i's zu setzen. Sie erheben den Anspruch, in eine christliche Familie einzutreten. (Neue Pause). Sie — sind ja wohl noch — Israelit?

Kohn.

Ich bin Jude, Herr Geheimrath, wie mein Name lehrt.

Moser.

Ich nehme an, daß Sie bereit sind, Ihren Glauben abzulegen und dann das Nöthige zu thun, um Ihren Namen zu ändern — ich sage, Ihren Namen, — Kohn ist ja gar kein Name. Sie verzeihen. Ein Name hat doch den Zweck, eine Person von allen anderen zu unterscheiden. Kohn jedoch ist ein Sammelname oder Gattungsname.

Kohn.

Gewiß. Aber es ist der Name meines Vaters und meiner Vorfahren seit reichlich dreitausend Jahren.

Ich bedaure, erklären zu müssen, daß ich weder meinen Namen ändern noch meinen Glauben ablegen kann.

Moser.

Ja, dann — habe ich eigentlich nichts weiter zu sagen.

Kohn (sich erhebend).

Ist das Ihre Antwort, Herr Geheimrath?

Moser.

So weit ich in Betracht komme, ja. Aber leider — Sie verzeihen — muß ich auf mein Kind Rücksicht nehmen, das von Ihrer — von Ihrer befremdlichen Erklärung in erster Reihe berührt wird. Erlauben Sie mir eine offene Frage: sind Sie etwa ein gläubiger Jude?

Kohn.

Nein, Herr Geheimrath. Leider nein. Ich habe gar keinen Glauben.

Moser.

Ja — wenn der Glaube Sie nicht an das Judenthum fesselt, dann verstehe ich nicht, was Sie abhält, zum Christenthum überzutreten.

Kohn.

Ich glaube an das Christenthum ebensowenig wie an das Judenthum, Herr Geheimrath.

Moser

(erregt aufstehend, hinten um den Schreibtisch hervorkommend und in der Stube auf und ab gehend).

Das machen Sie nachher mit sich ab. Der Glaube — wir sind doch vielleicht moderne, aufgeklärte Menschen. Handelt es sich denn um den Glauben? Es handelt sich darum, Deutscher mit Deutschen zu sein. Sie haben doch in mir ein lebendiges Beispiel vor sich. Wissen Sie, wie ich Christ geworden bin?

Kohn.

Nein, Herr Geheimrath.

Moser.

So will ich es Ihnen sagen. Es war bei Sedan. Am Abend nach der Schlacht. Ich blutete aus drei Wunden. Alle drei waren leichte Streifschüsse und hinter der Feuerlinie verbunden worden. Ich hatte es mir nicht nehmen lassen, bei der Compagnie zu bleiben. Es wurde dunkel. Auf den Hängen um den Thalkessel lohten die Wachtfeuer auf. Die letzten Schüsse waren verstummt. Da mit einemmale erhob sich in der Stille der Nacht aus hunderttausend Kehlen ein Lied, das wunderbar über das finstere Schlachtfeld hinbrauste. Das ganze deutsche Heer stimmte wie aus einer Brust „Ein' feste Burg ist unser Gott" an. Ich allein durfte nicht mitsingen. Den ganzen Tag hatte ich mit meinen Kameraden Schulter an Schulter marschirt und gestanden, die Mühe und Gefahr mit ihnen getheilt, mein Blut mit dem ihrigen

gemischt. Und jetzt, in der Stunde des Triumphs, als der Dank und die Andacht der Kameraden aus ihrem überquillenden Herzen hervorbrach, jetzt war ich von ihrem feierlichen Gesang ausgeschlossen, jetzt war ich mit einemmale ein Fremder unter ihnen. Und später, vor Paris, hatte ich ein ähnliches Erlebniß. Es war am heiligen Abend. Ich hatte ein Vorpostenkommando. Meine Leute zündeten einen Christbaum an. Sie sangen „Stille Nacht, heilige Nacht" und hatten nasse Augen dabei. Ich stand wieder stumm bei Seite. Da sagte ich mir: das ist einfach ein Verbrechen an mir selbst und an meinen Kameraden. Ich bin ein Deutscher und nichts Anderes. Ich habe in meinem Volk meinen Antheil an Kampf und Tod, ich will auch meinen Antheil an seinen Gemüthsbewegungen haben und abgestorbene Formen sollen nicht zwischen mir und meinen Volksgenossen stehen. Und als ich aus dem Feldzug heimkam, ließ ich mich taufen. Nicht weil ich an das Christenthum glaubte, sondern weil ich sein und leben wollte wie alle anderen Deutschen, zu keiner Stunde und in keinem Brauch von ihnen unterschieden.

Kohn.

Ihre Beweggründe sind edel und mir verständlich. Aber Ihr Ziel haben Sie nicht erreicht.

Moser.

Da muß ich bitten!

Kohn.

Ich möchte Sie nicht kränken. Ich lasse also Ihre werthe Person aus dem Spiele. Ich sage nur ganz allgemein: dieses ersehnte Einswerden mit unseren Landgenossen ist nicht zu erreichen. Wir können es uns einbilden, aber die Anderen lachen uns einfach aus, wenn sie merken, daß wir es uns einbilden. Und wenn man uns trotzdem nahelegt, uns taufen zu lassen, so geschieht es nicht in der Absicht, uns als Brüder aufzunehmen, sondern um sich grausam an unserer letzten Schmach, an unserer letzten Selbstschändung zu weiden. Man will uns wie Hunde auf den Pfiff über den Stock springen sehen. Das ist ja mein Grimm. Auf der Schule, im Regiment, auf der Universität wird uns die Liebe zum deutschen Vaterlande, der Stolz auf unser Deutschthum, die Begeisterung für die deutsche Vergangenheit und alle Großthaten des deutschen Geistes und der deutschen Faust anerzogen und wenn wir dann ins Leben hinaustreten, deutsch bis zu den Fingerspitzen, deutsch in Allem, was wir lieben und hassen, stößt man uns plötzlich hart zurück und ruft uns höhnisch zu: ihr seid keine Deutschen und es gibt für euch kein Mittel, Deutsche zu werden; Fremde seid ihr, Fremde bleibt ihr ewig. Was sind wir denn? Unsere jüdische Seele nimmt man uns durch die Erziehung und den Unterricht und die deutsche Seele, die man uns einhaucht, dürfen wir nicht ausleben. Das ist das große Verbrechen, das man an uns begeht. Man macht uns unserm eigensten natürlichen Wesen abtrünnig, man zieht uns ein fremdes

an und läßt uns dann fühlen, daß es eine Verkleidung ist, durch die wir uns lächerlich machen.

Moser.

Ja, was möchten Sie eigentlich? Daß die Juden ins Ghetto zurückkehren?

Kohn.

Untreue gegen uns selbst und Haß und Verachtung der Anderen machen unfreier, als es Ghettomauern können.

Moser.

Das ist ja das Aeußerste an Kulturfeindlichkeit, was ich je gehört habe!

Kohn.

Die höchste Kulturfeindlichkeit ist, ein begabtes Volk sich selbst zum Ekel und Gespött zu machen und es von jeder Entwickelungsanstrengung zu entmuthigen. Getauft oder ungetauft ist der Jude gegenwärtig Helote und durch sein Helotenthum zu allen Helotenlastern verurtheilt. Er muß wieder er selbst werden. Das ist seine einzige Rettung. Stößt der Arier den Semiten zurück und schließt ihn vom arischen Vollmenschenthum aus, so muß der Semite als Jude ein ganzer Mensch zu werden suchen. Und zum ganzen Menschen gehört auch ein eigenes Volksbewußtsein, das man vor sich selbst und vor den Anderen bekennt.

Moſer.

Haben Sie kein Volksbewußtſein? Fühlen Sie ſich nicht als Deutſcher?

Kohn.

Was hilft mir das, wenn mir die ungeheure Mehrheit des deutſchen Volkes ſchroff bedeutet: du gehörſt nicht zu uns? Muß ich mir nicht beinahe wie ein Schwindler vorkommen, wenn man im Auslande meine kleinen Erfolge als Siege der deutſchen Wiſſenſchaft feiert und für das Lob keine andere Adreſſe weiß als Deutſchland, während man in Deutſchland ſelbſt erklärt: wir kennen keinen deutſchen Mathematiker Namens Dr. Kohn. Der Mann, der ſo heißt, iſt ein Jude.

Moſer.

Darum ſage ich: ſuchen Sie nähern Anſchluß an unſer Volk.

Kohn.

Das iſt ausſichtslos, da man uns zurückſtößt. Ich ſuche Anſchluß an mein Volk.

Moſer.

Verſtehe ich Sie recht? Sollen die Juden etwa wieder ein beſonderes Volk werden?

Kohn.

Werden? Wir ſind es. Man ſagt es uns genug.

Moſer.

Ein Volk ohne Land, ohne Sprache —

Kohn.

Wir werden ſuchen, ein Land zu erringen, und wir müſſen uns nur unſerer vergeſſenen Sprache wieder erinnern.

Moſer.

Sagen Sie mir, Dr. Kohn, kennt meine Chriſtine Ihre Anſchauungen?

Kohn.

Sie kennt ſie.

Moſer.

Und ſie billigt ſie?

Kohn.

Sie fühlt ſie mir nach.

Moſer.

Ach, das iſt ja Alles nicht ernſt. Sie ſind durch gewiſſe antiſemitiſche Uebertreibungen verbittert. Aber der Antiſemitismus, ich meine in ſeiner gegenwärtigen Maßloſigkeit, iſt etwas ſehr Vorübergehendes.

Kohn.

Daran glaube ich nicht mehr, Herr Geheimrath.

Moſer.

Allerdings, wenn Sie ihn durch trotzige Auflehnung und herausfordernde Rückſchrittlichkeit ſtärken,

dann wird er nicht vorübergehen. Ihre Chimäre vom besondern Judenvolke ist eine bloße Redefigur und nur zu polemischen Zwecken erfunden. Ich bitte Sie, lieber Dr. Kohn, im letzten Grunde Ihres Wesens sind Sie nicht mehr Jude als ich.

Kohn.

Herr Geheimrath, im letzten Grunde Ihres Wesens sind Sie nicht weniger Jude als ich.

Moser (aufbrausend).

Wie können Sie mir das sagen?

Kohn.

Ihre Erregung selbst zeigt mir — und zeigt Ihnen — wie recht ich habe. Sehen wir einander gerade in die Augen. Judenthum ist unverwischbar. Man mag es als Auszeichnung oder als Makel empfinden, loswerden kann man es nicht.

Moser (erregt).

Das ist eine sonderbare Anschauung, die ich durchaus nicht theile. Ich will Ihnen nun meine Meinung sagen. Es gibt gar kein Judenthum mehr. Es ist todt. Was man so nennt, das ist ein Begriff, den man künstlich erhält. Eine Rasse ist das Judenthum längst nicht mehr, wenn es überhaupt jemals eine gewesen ist. Alles mögliche Blut Westasiens und Europas mischt sich in den Adern des Juden. Von

einem einheitlichen Stamm kann nicht mehr die Rede sein. Was habe ich mit jüdischen Negern gemein, die es gleichfalls geben soll? Was geht mich das Ungeziefer von polnischen und russischen Kaftanträgern an? Wer wird mich zu dieser Lausebande zählen wollen? Für den gläubigen Juden ist das Judenthum eine Religion. Das ist wenigstens noch etwas Greifbares. Für den Aufgeklärten ist es nur noch eine Sammlung uralten Aberglaubens und unsinniger Bräuche. Im Blasen von Bockshörnern an gewissen Tagen, im Knabbern von schwerverdaulichem ungesäuertem Brote zu gewissen Zeiten und in einem widerwärtigen Jargon, darin besteht das Judenthum. Daß ich Jude war, erkannte ich schon bei meines Vaters Lebzeiten nur daran, daß unser Kontor von polnischen Schnorrern überlaufen wurde. Und das soll ein Mann von moderner Bildung vertheidigen wollen? Die Juden sind eine Bevölkerungsgruppe, die sich einzig durch ihre Lächerlichkeit kenntlich macht. Aus allgemeiner Menschenliebe — etwas Anderes empfinde ich für die Leute nicht — kann man ihnen nur dringend rathen, Mann für Mann aus ihrer Gruppe herauszutreten und unter uns Deutschen zu verschwinden. Dann ist endlich der Fluch von ihnen genommen.

Kohn.

Herr Geheimrath, ohne es zu merken, haben Sie eine Vertheidigungsrede gehalten; allerdings haben Sie ihr geschickt die Form einer Anklagerede gegeben. Ich habe nicht die Absicht, Sie zu widerlegen. Nur

ein Wort. Sie leben in einer angenehmen Selbsttäuschung. Jeder Antisemit wird Ihnen sagen, daß die Juden allerdings eine Rasse sind und daß zu sagen: ich trete aus dem Judenthum aus, genau dasselbe ist, wie wenn ein Neger sagen würde: von heute an höre ich auf, ein Neger zu sein. Ihre Abstammung folgt den Juden wie eine geheime Polizeinote auch ins Christenthum hinüber und verhindert sie daran, unter den Deutschen zu verschwinden.

Moser.

Möglich. Im ersten Geschlecht. Man muß eben folgerichtig sein. Der Jude, der dem Ghetto entsprungen ist, muß eine Frau aus deutschem Stamme wählen, damit seine Kinder das Bewußtsein haben, von christlichen Vorfahren mit abzustammen. Und er muß sich dazu entschließen, sein Leben in bescheidenem Dunkel zu verbringen. Er darf nicht die Eitelkeit haben, die Blicke auf sich zu ziehen. Für einen Juden allerdings etwas besonders Schmerzliches. Sehen Sie mich an. Mein Vater war der erste Bankier des Landes. Ein hochberühmter Mann. Ich löste die Firma auf und lebe in meinem Winkel als schlichter Hausbesitzer, suche mich meinen Mitbürgern geräuschlos nützlich zu machen und habe nur den einen Wunsch, unbemerkt zu bleiben. Ich tauche unter. Die Nachkommen tauchen wieder auf. Die Söhne oder Enkel mögen wieder Ehrgeiz haben. Sie wird Niemand mehr an den Großvater väterlicherseits erinnern.

Kohn.

Sie empfehlen also eine Art Seelenwanderung. Man soll als Jude sterben, dann zur Buße und Reinigung eine Zeit lang als niedriges Thier leben, um endlich nach genügender Prüfung als glänzender Arya wiedergeboren zu werden. Nein, Herr Geheimrath, dazu bin ich doch zu sehr Individualist und zu wenig Mystiker. Und ich bin dazu auch nicht Millionär genug. Es ist mein gutes Recht, ehrgeizig zu sein. Ich brauche mein Licht Niemand zu Liebe unter den Scheffel zu stellen. Ich schulde mir selbst, es nicht zu thun. Ich will mit aller Kraft die Wissenschaft zu fördern trachten, auf die Gefahr hin, dabei Ruhm und Ehren für mich selbst zu gewinnen. Gegen die Mischehe habe ich allerdings nichts einzuwenden. Daß ich in diesem Augenblick die Ehre habe, vor Ihnen zu stehen, ist ja der beste Beweis dafür.

Moser.

Aber eine Mischehe, in der Sie Jude und Kohn bleiben, erfüllt doch ihren Zweck nicht. Sie mischt nicht, sie hält die Sonderung aufrecht.

Kohn.

Herr Geheimrath, ich kann nun einmal nirgendwo, weder in ein Volk, noch in eine Familie, als ein Geduldeter mit schlechterm Recht eintreten. Ich will nicht in meinem eigenen Hause vor Anspielungen zu zittern haben, ich will nicht einen rothen Kopf und Herzklopfen bekommen, wenn ich mich an meinem

eigenen Tische bei einem Tonfall, einer Hand- oder Schulterbewegung ertappe, die mir in einem Augenblicke der Unachtsamkeit aus Ermüdung entfahren sind; ich will nicht, daß man schonend vermeide, mich nach Vater und Mutter zu fragen; ich will nicht, wenn ich in die Gesellschaftskreise meiner Frau gehe, ängstlich in die Ecken horchen und errathen müssen, daß man sich an meiner Herkunft ergötzt, so oft in einer Gruppe geflüstert wird. Ich lasse mich nicht dazu herbei, durch Unterwürfigkeit dafür zu danken, daß eine christliche Familie mich in ihre Sippe aufgenommen hat.

Moser (finster).

Wollen Sie etwa sagen, daß das bei mir der Fall ist?

Kohn.

Wie werde ich mir so etwas herausnehmen! Ich spreche lediglich von mir. Meine Selbstachtung erfordert, daß nicht meine Frau mich in ihre Welt hinübernimmt, sondern daß ich sie in die meinige hereinnehme.

Moser.

Ja wohl. Das heißt ins Unglück.

Kohn.

Ich liebe Fräulein Christine viel zu sehr, um ihr Unglück zu wollen. Ich bin auch ganz sicher, daß sie es nicht als Unglück empfindet, Frau Kohn zu werden.

Moser.

Wo möglich als Ehre, nicht?

Kohn.

Ich hätte es nicht gesagt. Aber da Sie es sagen, Herr Geheimrath, so erwidere ich: ganz richtig, als Ehre. Ein Kohn hat allen Grund, stolz zu sein. Aus dem Namen tönen Sage und Geschichte. Der Name ist für seinen Träger ein scharfer Sporn, mehr zu taugen als der Durchschnitt. Der Haß unserer Feinde verurtheilt uns zur Ungewöhnlichkeit. Ihr Spott verbietet uns die Mittelmäßigkeit. Diese Bürgschaft höhern Strebens aufzugeben wäre Sünde an mir selbst. Und zugleich eine Art Selbstverstümmelung, das Abschneiden der Wurzeln meines Wesens, die tief in die Jahrtausende reichen.

Moser.

Ich finde bei Ihnen merkwürdige Widersprüche. Vom Verzicht auf geräuschvollen Ehrgeiz wollen Sie nichts wissen, weil Sie Individualist sind. Und an Ihrem Namen halten Sie fest, weil Sie sich als ein Stück Ihres Stammes fühlen. Auf Ihr Judenthum sind Sie stolz und zur Gattin wählen Sie dennoch eine Nichtjüdin.

Kohn.

Einer gewissen innern Unausgeglichenheit bin ich mir selbst bewußt. Sie ist die schmerzliche Folge davon, daß bei uns schwankt, was bei allen Anderen

die feste Grundlage von Leben und Charakter ist: unser Verhältniß zu den Mitmenschen. Aber meine scheinbaren Widersprüche finden die höhere Lösung im rein Menschlichen. Ich liebe Fräulein Christine. Meine Liebe ist meine allerpersönlichste Angelegenheit, mit der weder meine Vorfahren noch mein Stamm etwas zu thun haben. Hier bin ich Individuum und nichts Anderes, ein Individuum, das liebt und um sein Lebensglück kämpft. Das ist der Paradiesgarten meiner Seele, an dessen Schwelle jeder Gedanke Halt macht, der nicht Liebe zu Christine ist.

Moser.

Schön gesagt, Herr Doktor, aber das sind doch nur Worte. Ich sehe wirklich noch nicht die Möglichkeit, zu einer Entscheidung in Ihrem Sinne zu gelangen, wenn Sie hartnäckig daran festhalten, in Ihren gegenwärtigen Verhältnissen zu bleiben. Zu meiner Zeit begegnete man solcher jüdischen Zähigkeit bei alten Dorfhausirern. Junge, aufgeklärte Männer waren darüber hinausgewachsen. Solchen Anschauungen bei einem Manne wie Sie zu begegnen, das ist mir ganz neu. Umso schlimmer. Wenn die Juden sich in die Schrulle eines besondern jüdischen Volksthums verbohren, so werden sie nur die Tragödie Ahasvers verlängern.

Kohn.

Besser als tragische Gestalt groß leben und wenn es sein muß groß sterben als günstigsten Falls die

Heymann Levi-Rolle eines Luſtigmachers vor den hohnlachenden Völkern zu ſpielen.

Moſer.

Nun, ich habe zum geſunden Verſtande der Juden doch noch Vertrauen. Vielleicht wird dieſer neue jüdiſche Fanatismus den nothwendigen und heilſamen Auflöſungsprozeß des Judenthums beſchleunigen und alle gebildeten Juden mit Wirklichkeitsſinn zu raſchem Uebertritt veranlaſſen.

Kohn.

An dieſen Juden — (ſtockt und zwirbelt den Schnurrbart).

Moſer.

Wie meinen Sie?

Kohn.

Ich habe nichts geſagt.

Moſer

(geht einige Male ſchweigend auf und ab).

Ich wundere mich eigentlich, daß Sie nicht verlangen, mein Kind ſolle Jüdin werden.

Kohn.

Herr Geheimrath, ich bin Jude aus Geſchichts- und Charaktergründen. Um Glaubensfragen kümmere ich mich als Freidenker nicht. Ich laſſe Jeden auf ſeine Weiſe ſelig werden.

Moser.

Schön. Aber — wie würden Sie es mit Ihren Kindern halten?

Kohn.

Ich werde mich bemühen, ihr Gemüth durch Liebe und Schönheit zu entwickeln und ihren Verstand daran zu gewöhnen, Bewiesenes und Beweisbares von bloßer Behauptung zu unterscheiden. Das sollen sie von mir mitbekommen. Wenn sie dann geistig und sittlich reif sind, werden sie selbst entscheiden, ob sie sich zu einem Glauben bekennen wollen und zu welchem. Ich werde nur dafür sorgen, daß sie sich immer mindestens eines Juden erinnern, der ihre und Jedermanns Achtung verdiente.

Moser (ihm die Hand reichend).

Zweifeln Sie nicht an der meinigen. Aber — ich trage Verantwortlichkeiten — es sind heikle, verwickelte Verhältnisse — eine Familie, die das Recht hat, Rücksicht zu fordern — ich hätte Sie gern weniger schroff gefunden. Dann hätte ich selbst Ihr Anwalt vor den Meinigen sein können. Wie die Dinge liegen, bitte ich Sie jedenfalls überzeugt zu sein, daß eine ablehnende Haltung der Meinigen in keiner Weise gegen Ihre Person gerichtet sein würde. Meine arme Christine scheint ungeduldig. (Er tritt zur Glasthür links, an der Christine eben wieder langsam vorübergeht, und öffnet sie.) Die Zeit wird dir wohl lang, mein theures Kind.

8. Auftritt.

Vorige, Christine.

Christine

(hereinstürmend und sich ihrem Vater an die Brust werfend).

Herzenspapa! Sagst du ja?

Moser.

Hm. Herr Dr. Kohn weigert sich mit eiserner Festigkeit, die unerläßliche Vorbedingung zu erfüllen.

Kohn.

Nämlich mich durch Taufe und Namensänderung verächtlich zu machen — mindestens lächerlich.

Moser.

Erlauben Sie —

Christine.

Für mich ist das keine Vorbedingung, Papa.

Moser.

Du bist nicht allein in der Welt, mein Kind.

Christine.

Auf dich rechne ich immer, Papa, du bist mein Beschützer gegen Jedermann.

Moser (umarmt sie gerührt).

Mein armer Schatz. So weit es möglich ist. Aber gegen Unmöglichkeiten — (Klingelt.) Ich will mit deiner Mutter sprechen.

9. Auftritt.

Vorige, Diener.

Diener (durch die Thür rechts).

Moſer.

Iſt Frau Geheimrath ſchon heimgekommen?

Diener.

Ich will mal nachſehn, Herr Geheimrath.

(Ab durch die Thür links.)

10. Auftritt.

Moſer, Chriſtine, Kohn.

Moſer.

Die Antwort ſehe ich freilich voraus. Und durch ſchwerſten Ungehorſam deiner Mutter das Herz zu brechen, dazu biſt du nicht im Stande.

Chriſtine.

Durch liebloſe Härte mir das Herz zu brechen, dazu iſt Mama nicht im Stande.

Kohn

(tiefbewegt Chriſtine die Hand küſſend).

Wie verdiene ich dich, herrliches Mädchen!

Chriſtine.

Durch Liebe.

Kohn.

Herr Geheimrath, ermächtigen Sie mich nunmehr, vor Ihre Frau Gemahlin zu treten —

Moſer (raſch).

Es ſcheint mir richtiger, ich ſpreche zuerſt mit ihr.

Kohn (ſich verneigend).

Dann bleibt mir nichts übrig, als in banger Ungewißheit zu gehen. Wann geſtatten Sie, daß ich wiederkomme?

Chriſtine (angſtvoll).

Laß mich jetzt nicht allein.

Moſer.

Sie können bleiben. Gehen Sie mit Chriſtine im Garten ſpazieren.

Chriſtine (aufjauchzend).

O Papa!

Moſer.

Ich will Sie rufen, wenn es an der Zeit iſt.

Kohn.

Ich halte mich bereit, mein Glück und mein Leben zu vertheidigen.

Moſer.

Warum denn gleich ſo tragiſch.

Kohn.

Weil ich es buchstäblich so fühle.

(Ab mit Christine durch die Glasthür links.)

11. Auftritt.

Moser

(bleibt einen Augenblick allein, tritt an den Schreibtisch, nimmt das Bronzehändchen, streichelt es, legt es zurück und wischt sich rasch die Augen).

Fr. Moser (durch die Thür links).

Wünschst du was, Christian?

Moser.

Ja, liebe Emma. Setze dich. (Er setzt sich in den Armstuhl, seine Frau auf den Stuhl vor dem Schreibtisch.) Weißt du, wer eben bei mir war?

Fr. Moser.

Nein, lieber Christian.

Moser.

Dr. Kohn.

Fr. Moser (unangenehm berührt).

So? Was will der Herr?

Moser (gesenkten Blickes).

Er will — er will, daß wir ihm die Hand unserer Christine gewähren.

Fr. Moſer

(ſchnellt in die Höhe, blickt ihren Gatten groß an und ſchweigt).

Moſer (nach einer kleinen Pauſe).

Nun, meine liebe Emma, was ſagſt du dazu?

Fr. Moſer.

Ich ſage nichts. Ich bin ſtarr. Woher nimmt der Herr — Weißt du, Chriſtian, wenn unſere Stellung dies nicht ausſchließen würde, ich käme auf den Gedanken, daß es ſich um eine dreiſte Wette handelt, wie übermüthige Studenten ſie wohl nach ſchweren Bierſitzungen einzugehen pflegen.

Moſer (verweiſend).

Nicht doch, liebe Emma. Dein Einfall iſt für uns ebenſo beleidigend wie für ihn.

Fr. Moſer.

Nun, dann hat der Herr einfach Größenwahn. Das würde mir Manches erklären. Sein Benehmen iſt mir immer aufgefallen. Auch ſeine Augen haben etwas Seltſames. Es iſt nur ſehr peinlich, daß die Störung gerade dieſe Form annimmt.

Moſer

Die Sache ſcheint dir demnach völlig undenkbar?

Fr. Moſer.

Dir nicht?

Moſer.

Du lieber Himmel — es wäre mir ja weit lieber, der Antrag hätte nicht ſtattgefunden.

Fr. Moſer.

Wie flau und temperamentlos du das ſagſt!

Moſer.

Du weißt eben nicht, liebe Emma — unſer armes theures Chriſtinchen iſt in den Doktor verliebt —

Fr. Moſer.

Nein!

Moſer

Ja, ſage ich dir. Bis über die Haarſpitzen. Und du wirſt zugeben, daß dieſer Umſtand doch auch einige Beachtung verdient.

Fr. Moſer.

Es iſt mir unfaßbar. Chriſtine verliebt in einen — (ſie verbeißt raſch, was ſie ſagen wollte). Chriſtian, wir haben ſchwere Schuld auf uns geladen. Wir haben die Annäherung geduldet, die vor unſeren Augen entſtanden iſt. Wir gehen nie wieder zu Kielholt. Wenn der Profeſſor ſeine Geſellſchaft ſo ſonderbar wählt, ſo müſſen wir ſie eben meiden. Freilich hätte ich es mir nie träumen laſſen, daß ein — daß dieſer Dr. Kohn es auch nur für möglich halten würde —

Moſer.

Erlaube — wenn man ihn auch nicht gerade als Schwiegerſohn wünſcht, ſo kann man doch gegen den

Doktor gerecht sein. Er ist jung, anständig, begabt, eine vortheilhafte Erscheinung —

Fr. Moser (herausplatzend).

Auf jede Entfernung zu erkennen.

Moser (darüber hinweggehend).

— und an sich wohl nicht weniger werth als irgend ein adliger Leutnant, auf den wir nach menschlichem Ermessen rechnen dürften.

Fr. Moser.

Aber Christian, er ist doch —

Moser (ruhig).

Jude. Nun ja. Das ist ja gerade die Schwierigkeit. Und darum siehst du mich ja sorgenvoll. Und darum verlange ich ja deinen Rath.

Fr. Moser.

Ich wundere mich, daß du erst noch meinen Rath verlangen mußt. Die Sache ist vollständig unmöglich. So unmöglich, daß wir sie vor Karl und Ernst streng geheim halten müssen. Sie könnten den Schritt des Herrn als persönliche Beleidigung empfinden.

Moser (kräftiger als jemals bisher).

Dazu würde ich denn doch auch ein Wort zu sagen haben. Dein Vater war nicht Sekondleutnant,

sondern Oberst; aber einen ganz ähnlichen Schritt hat er nicht als Beleidigung empfunden.

Fr. Moser.

Aber Christian, wie kannst du nur dich selbst so herabsetzen! Du warst Offizier, Papa hatte dir kurz vorher mit eigener Hand das Eiserne Kreuz an die Brust geheftet, du warst der Sohn eines der reichsten und angesehensten Männer des Landes, du warst evangelischer Christ und — und — ich hatte dich lieb.

Moser.

Darauf habe ich gewartet. Unser Kind ist in derselben Lage, in der du damals warst. Was hättest du gesagt, wenn dein Vater mir geantwortet hätte: Nie und nimmer! Treten Sie ab!

Fr. Moser.

Das darfst du mich heute nicht fragen. Natürlich kann ich mir jetzt das Leben ohne dich nicht denken. Aber man sieht doch die Dinge anders an als unerfahrenes junges Ding und anders als verantwortliche Familienmutter. Vor Allem: ist Kohn Christ?

Moser.

Nein. Noch nicht.

Fr. Moser.

Selbst das nicht! Christian, daß ist eine ganz unsinnige, ganz widernatürliche Sache. Christine muß Vernunft annehmen. Sie muß, sage ich dir.

Moſer.

Ich will aber nicht, daß ſie leidet und ſich unglücklich fühlt.

Fr. Moſer.

Natürlich. Du biſt ja immer in Chriſtine vernarrt geweſen. Sie iſt dein Abgott, weil ſie deiner Mutter ähnlich ſieht.

Moſer.

Allerdings. Zeitweilig finde ich aber auch Aehnlichkeit mir dir. Sie verkörpert alſo Alles, was ich im Leben geliebt habe. Ich kann ihr kein Leid zufügen.

Fr. Moſer.

Das iſt reine Sentimentalität. Du biſt eine weiche Natur und kannſt nie nein ſagen, auch wo du mußt. Glaube nicht, daß ich das Kind weniger lieb habe als du, wenn ich ihr auch nicht zu Füßen liege. Das größte Leid, das du ihr zufügen kannſt, iſt, ſie wegzuwerfen, ſie mit ihrer Familie zu entzweien —

Moſer.

Würde es ſie mit dir entzweien?

Fr. Moſer.

Mit mir! Aber die Jungen? Und mein Bruder? Und Alle?

Moſer.

Höre, Emma, daran brauchen wir uns denn doch nicht zu kehren. Chriſtines Glück ſteht mir höher als

ſondern Oberſt; aber einen ganz ähnlichen Schritt hat er nicht als Beleidigung empfunden.

Fr. Moſer.

Aber Chriſtian, wie kannſt du nur dich ſelbſt ſo herabſetzen! Du warſt Offizier, Papa hatte dir kurz vorher mit eigener Hand das Eiſerne Kreuz an die Bruſt geheftet, du warſt der Sohn eines der reichſten und angeſehenſten Männer des Landes, du warſt evangeliſcher Chriſt und — und — ich hatte dich lieb.

Moſer.

Darauf habe ich gewartet. Unſer Kind iſt in derſelben Lage, in der du damals warſt. Was hätteſt du geſagt, wenn dein Vater mir geantwortet hätte: Nie und nimmer! Treten Sie ab!

Fr. Moſer.

Das darfſt du mich heute nicht fragen. Natürlich kann ich mir jetzt das Leben ohne dich nicht denken. Aber man ſieht doch die Dinge anders an als unerfahrenes junges Ding und anders als verantwortliche Familienmutter. Vor Allem: iſt Kohn Chriſt?

Moſer.

Nein. Noch nicht.

Fr. Moſer.

Selbſt das nicht! Chriſtian, daß iſt eine ganz unſinnige, ganz widernatürliche Sache. Chriſtine muß Vernunft annehmen. Sie muß, ſage ich dir.

Moſer.

Ich will aber nicht, daß ſie leidet und ſich unglücklich fühlt.

Fr. Moſer.

Natürlich. Du biſt ja immer in Chriſtine vernarrt geweſen. Sie iſt dein Abgott, weil ſie deiner Mutter ähnlich ſieht.

Moſer.

Allerdings. Zeitweilig finde ich aber auch Aehnlichkeit mir dir. Sie verkörpert alſo Alles, was ich im Leben geliebt habe. Ich kann ihr kein Leid zufügen.

Fr. Moſer.

Das iſt reine Sentimentalität. Du biſt eine weiche Natur und kannſt nie nein ſagen, auch wo du mußt. Glaube nicht, daß ich das Kind weniger lieb habe als du, wenn ich ihr auch nicht zu Füßen liege. Das größte Leid, das du ihr zufügen kannſt, iſt, ſie wegzuwerfen, ſie mit ihrer Familie zu entzweien —

Moſer.

Würde es ſie mit dir entzweien?

Fr. Moſer.

Mit mir! Aber die Jungen? Und mein Bruder? Und Alle?

Moſer.

Höre, Emma, daran brauchen wir uns denn doch nicht zu kehren. Chriſtines Glück ſteht mir höher als

Familienbeziehungen. Schlimmſtenfalls ziehen wir weg, fern von der Verwandtſchaft.

Fr. Moſer.

Wie leicht es dir wird, zum Wanderſtab zu greifen! Ich kann mich nicht ſo ohne Weiteres von dem Boden losreißen, mit dem mein Geſchlecht ſeit Jahrhunderten verwachſen iſt.

Moſer (ſchweigt betroffen eine kleine Weile).

Es wird dir ja auch nicht zugemuthet. Man ſagt das ſo. Ich meine nur, wenn du Chriſtine gehört haben wirſt, ſo wirſt du auch finden, daß wir zu allererſt auf ſie Rückſicht nehmen müſſen.

Fr. Moſer.

Ich habe das Vertrauen zu ihr, daß ſie auf ihre Mutter hören wird.

Moſer.

Du unterſchätzt Chriſtines Charakter. Er war ſogar mir eine Ueberraſchung, die mich demüthigte. Das Kind iſt von einer Feſtigkeit und Klarheit — ich hätte das nie bei ihr vermuthet. Der Mann, der dieſe Entwickelung bei einem Mädchen hervorruft, der muß der Rechte ſein. Das täuſcht nicht.

Fr. Moſer.

Ich ſehe mit Schmerz, daß ich auf dich nicht zählen kann.

Moſer.

Nicht, wenn du hart ſein willſt. Die richtige Löſung ſcheint mir, daß wir Dr. Kohn beſtimmen, Chriſt zu werden und einen in guter Geſellſchaft möglichen Namen anzunehmen.

Fr. Moſer.

Ihn dazu beſtimmen! Das iſt doch das Selbſtverſtändlichſte und Erſte —

Moſer.

Sage ihm das, Emma. Dir wird er nicht widerſprechen wollen. Ich will ihn hereinrufen.

(Erhebt ſich.)

Fr. Moſer.

Wie! Er iſt noch hier?

Moſer.

Er iſt im Garten mit Chriſtine.

(Geht nach der Glasthür, tritt an das Geländer der Terraſſe und winkt in den Garten hinab.)

Fr. Moſer (ihm nachrufend).

Das haſt du erlaubt! Chriſtian, ich erkenne dich nicht wieder.

12. Auftritt.

Moſer, Fr. Moſer. Chriſtine, Kohn.

Chriſtine (die Hand in Kohns Hand, eilt herein, bleibt einen Augenblick an der Glasthür ſtehen, blickt Moſer an,

der die Achsel zuckt, geht rasch auf Fr. Moser zu und wirft sich ihr stürmisch an die Brust, während Kohn vor Frau Moser stehen bleibt und Moser langsam zur Gruppe tritt).

Christine.

Mutter, bist du gut? Willigst du ein?

Kohn.

Von Ihrem Worte hängt Glück und Unglück ab, meine gnädigste Frau.

Fr. Moser.

Christine, habe dich nicht, sei vernünftig.

Christine.

Mamachen, sei gut.

Kohn.

Das eine gelobe ich Ihnen, Frau Geheimrath, Christine soll mir immer der kostbare Schatz sein, der sie ihren Eltern ist. Was ein Mensch thun kann, um sein Theuerstes glücklich zu machen, das werde ich mein Leben lang thun.

Christine.

Und ich werde bei ihm glücklich sein, Mutter, ganz gewiß.

Fr. Moser (widerstrebend).

Mein Mann sagt mir aber, daß Sie — Israelite sind.

Kohn.

Ja, gnädigste Frau. Und ich flehe Sie an, verlangen Sie nicht, daß ich mein Judenthum aufgebe.

Fr. Moser.

Daß mein Kind einen Nichtchristen heirathet, ist ganz undenkbar. Christine, du wirst deinem Heiland nicht abtrünnig werden, der dich mit seinem Blut erlöst hat.

Christine.

Das hat Leo mir nie zugemuthet. Ich bleibe, die ich bin. Laß ihn bleiben, der er ist.

Fr. Moser.

Kind, das kann ich nicht auf meine Seele nehmen. Nicht in der Zeit und nicht in der Ewigkeit. Ich habe auch schon einen Juden geheirathet — und er war gar kein Jude mehr — und mein Vater hatte in seinem Hause eine andere Autorität als mein Mann — (zu Moser) das darfst du mir nicht übelnehmen — es lag an seiner Stellung — und trotzdem, welche Kämpfe hatten wir mit der Familie zu bestehen.

Moser.

Das höre ich zum ersten Mal.

Fr. Moser.

Ich hatte dich zu lieb, um es dir zu sagen. Wie kann ich es unter so viel schwierigeren Verhältnissen durchsetzen —

Kohn.

Gnädigste Frau, den Kampf mit allen Anderen nehme ich auf. Nur mit Ihnen möchte ich nicht zu kämpfen haben.

Fr. Moser.

Ich kann es aber vor mir selbst nicht verantworten.

Kohn.

Frau Geheimrath, ich schäme mich nicht, vor der Mutter meiner Geliebten mich zu demüthigen. Ich beschwöre Sie, lassen Sie nicht Vorurtheile ein Hinderniß sein, woran wir uns die Köpfe zerschmettern. Sie sind eine gläubige Christin — das muß Ihnen verbieten, von mir eine Scheinbekehrung zu fordern, die eine wahre Gotteslästerung wäre, da ich doch nicht glaube, was ich bekennen würde. Und eine Namensänderung — welchen Zweck hätte sie? Die Kinder auf der Straße würden mir ja dennoch immer meinen alten Namen nachschreien und dann würde der Name zum gefürchteten Schimpfwort werden, während ich ihn jetzt in Ehren trage. Den Meinigen aber würde ich schweren Kummer bereiten. Gnädige Frau, ich habe auch Eltern. Ich habe auch eine Mutter, die an mir hängt, wie Sie an Christine. Ihr Mutterherz muß das Herz meiner Mutter verstehen. Wenn ich im Stande wäre, meiner Mutter weh zu thun, so wäre ich nicht werth, die Hand dieses Engels zu berühren.

Fr. Moſer.

Mir aber können Sie weh thun.

Chriſtine (ſie umarmend).

O, Mutter, das will doch Niemand.

Kohn.

Verzeihen Sie, Frau Geheimrath; Niemand verlangt, daß Chriſtine irgend etwas verleugne, ihren Glauben, ihre Eltern, ihren Stamm. Von mir aber wird es verlangt.

Fr. Moſer.

Ich glaube Ihnen gern, daß Sie Ihre Eltern nicht kränken möchten. Aber das hätten Sie rechtzeitig bedenken müſſen. Das hätte Sie abhalten ſollen, ſich meinem Kinde zu nähern. Da es nun einmal geſchehen iſt, ſo müſſen Sie eben wählen. Und wenn Sie Chriſtine lieben, wie ich will, daß meine Chriſtine geliebt wird, ſo werden Sie ihr alles Andere auf der Welt opfern.

Kohn.

Alles mit tauſend Freuden, was nothwendig iſt. Aber Chriſtine verlangt nicht, daß ich meine Eltern tödtlich kränke und meine Selbſtachtung aufgebe. Ueber meine Liebe zu Chriſtine geht mir nichts, ſeien Sie deſſen ganz ſicher. Wäre meine Liebe durchaus unvereinbar mit einer Pflicht, die ein Mann von Ehre ſchlechterdings nicht verletzen darf, ſo würde ich auch dann auf meine Liebe zu Chriſtine nicht verzichten,

sondern den einen, den letzten Ausweg aus unheilbarem Seelenzwiespalt wählen. Ein solcher Zwiespalt besteht hier aber gar nicht. Christine wünscht nicht, daß ich irgend eine Pflicht verletze.

Christine.

Ich will kein Unheil in das Leben des geliebten Mannes tragen.

Fr. Moser.

Du begnügst dich damit, das Unheil in deine eigene Familie zu tragen.

Christine.

Mutter, du bist hart. (Sie bricht in Thränen aus.)

Moser (sie an seine Brust ziehend).

Weine nicht, mein Herzblättchen. Weine nicht, mein Püppchen. Niemand soll dir Leides zufügen. (Zu Fr. Moser.) Quälen wir das arme Kind jetzt nicht länger. (Fr. Moser wendet sich halb ab und bleibt düster in sich versunken.) Lieber Dr. Kohn (reicht ihm die Hand, die Kohn nimmt und festhält), die Sachlage kennen wir nun Alle. Gehen Sie mit sich zu Rathe. Wir wollen es auch noch thun. Eine Entscheidung, von der das Lebensglück meiner einzigen Tochter abhängt, läßt sich doch nicht über's Knie brechen.

Kohn (sich verneigend).

Da es denn sein muß, will ich noch länger bangen. Ich sehe also Ihrer Entschließung entgegen.

Chriſtine.

Ich bleibe feſt, Geliebter. Auf mich kannſt du bauen.

Kohn.

Und ich will deine Treue immer verdienen, Theure.

Der Vorhang fällt raſch.

Dritter Aufzug.

Sehr reicher großer Salon bei Moser. Im Hintergrunde drei Fenster, die nach dem Garten gehen. Zwischen den Fenstern zwei Oelbildnisse, das eine einen zeitgenössischen General in großer Uniform, mit dem Orden Pour le mérite und dem Eisernen Kreuz erster Klasse, das andere einen Stabsoffizier mit Puderhaar und Zopf in der Tracht der Truppen eines Rheinbundstaates darstellend. Rechts vorn eine Thür. Links zwei Thüren. Zwischen ihnen ein Kamin, davor Sopha und Armstühle. In der Mitte um eine lebende Palme ein rundes Sitzmöbel.

1. Auftritt.

Fr. Moser, Leberecht v. Quincke.

Fr. Moser (auf dem Sopha links).

Quincke

(in langem, schwarzem Rock von strengem Schnitt und weißer Halsbinde, im Lehnstuhl neben dem Sopha).

Liebe Emma, ich kann es einfach nicht begreifen, daß du dich erst noch auf Fristen, Bedenkzeiten und dergleichen einließt. Du hattest dem frechen Eindringling sofort das Wort abzuschneiden und mit erhobenem Finger nach der Thür zu weisen.

Fr. Moſer.

Aber Leberecht, du überſiehſt, daß mein Mann halb und halb einwilligt und daß das Kind von dem Doktor vollkommen gewonnen iſt.

Quincke.

Daran haben wir uns nicht zu kehren. Du biſt die Familienmutter. Du vertrittſt hier chriſtliche Zucht und Ehrbarkeit. Du haſt darüber zu wachen, daß Glaube und Sitte und Reinheit in deinem Hauſe erhalten bleiben. Du haſt es an der nöthigen Entſchiedenheit fehlen laſſen. Chriſtine hat lediglich zu gehorchen. Und dein Mann wird ſich nicht gegen dich, gegen uns Alle auflehnen. Es wäre zum erſten Mal. Er hat bisher immer die richtige Empfindung für ſeine Stellung in der Familie gehabt. Er weiß, was er uns ſchuldet und welche Pflicht unſere Verwandtſchaft ihm auferlegt.

Fr. Moſer.

Ich habe noch nie nöthig gehabt, ihn daran zu erinnern. Sechsundzwanzig Jahre lang habe ich in Frieden und Eintracht mit ihm gelebt, wie ſoll ich nun mit einem Male gegen Chriſtian einen Ton anſchlagen —

Quincke.

Ich beklage aus tiefſtem Herzen mit dir, daß es nöthig iſt. Aber es gibt Augenblicke, wo man aufſtehen und kämpfen muß als ein Gottesſtreiter, wie denn auch Petrus, der Fürſt der Apoſtel, in ſolchem

Augenblicke das Schwert entblößt hat. Bedenke, daß viele Augen auf uns gerichtet sind, daß wir ein Beispiel sind für Tausende von guten, einfältigen Seelen. Wehe dem, der Aergerniß gibt.

Fr. Moser.

Ich empfinde es ja auch als unmöglich, daß ich meine Tochter an einen Juden verheirathe. Darauf bestehe ich natürlich unter allen Umständen, daß er sich taufen läßt —

Quincke (ihr heftig ins Wort fallend).

Was ist damit gethan? Jude bleibt Jude. Die heilige Taufe, selbst wenn sie im richtigen Glauben empfangen wird, rettet wohl die Seele, aber wäscht das niedrige, unreine Blut nicht rein.

Fr. Moser (schüchtern).

Ueberecht, ich habe doch selbst einen Juden geheirathet.

Quincke

(aufspringend und heftig auf- und abgehend).

Nun, da siehst du ja auch die Folge. Jetzt büßt du es. Meine arme, liebe Emma, davor hat mir immer gebangt, daß wir den Fluch noch fühlen werden, der auf diesem Volke lastet. Ich habe unabläßig mit voller Inbrunst gebetet, daß alles Unheil von uns abgewendet werde. Ich weiß nicht, ob mein Herr und Heiland mich erhört hat. Mir geziemt es nicht, über unsern seligen Vater zu urtheilen. Er war Soldat und

sah kaum etwas, was außerhalb seines Dienstes lag. In der Schlichtheit seines treuen Herzens that er seine Pflicht, soweit sie ihm unmittelbar sichtbar war, und für das Uebrige ließ er die Vorsehung sorgen. Als Christ kann ich solche Gottergebung nicht tadeln, aber einige Voraussicht, einige Kraft in der Selbstlenkung unserer Geschicke ist dem Menschen nicht untersagt. Unser Vater hat nie erwogen, welche Wirkung die Zulassung eines Juden in unsere Gemeinschaft haben konnte. Mir bangte immer vor Rückschlägen, die manchmal erst in späten Geschlechtern auftreten. Der Herr sei gepriesen: Karl und Ernst sind dir nachgerathen. Sie sind echte Quinckes. Aber Christine hat mir immer Sorge gemacht.

Fr. Moser.

Wir haben es weder an Liebe noch an Unterweisung fehlen lassen. Du hast selbst ihren religiösen Unterricht geleitet.

Quincke.

Ja. Aber man steht da vor verborgenen unheimlichen Widerständen, die man an ganz leisen Zügen mehr ahnt als sieht und an denen Liebe und Eifer gleichmäßig zu Schanden werden. Du siehst es ja: ein Kohn nähert sich und sie fühlt sofort, daß sie zu ihm gehört. Kannst du dir denken, daß Karl oder Ernst sich mit einer Jüdin vergessen würden?

Fr. Moser.

Karl hat ja Gott sei Dank gewählt und glücklich gewählt und von Ernst versehe ich mich keiner Ungehörigkeit.

Quincke.

In Christine muß etwas liegen, was einen Juden anzieht und ermuthigt. Ich bin fest überzeugt, daß dieser Orientale trotz der eisernen Stirn seines Volkes sich nie erdreistet hätte, sich einem christlichen Mädchen von reiner Abstammung zu nähern.

Fr. Moser.

Ich bitte dich, lieber Bruder, erspare mir Bemerkungen über die Abkunft meiner Kinder.

Quincke.

Es hilft nichts, die Augen vor der Wahrheit zu verschließen. Wir haben nun einmal diese wunde Stelle in unserer Familie. Sie lockt das ekle Geschmeiß der Aasfliegen an. Hier ist die große Gefahr, daß die Fäulniß eindringt und sich ausbreitet. Wir müssen wachen Tag und Nacht, daß die Zersetzung nicht um sich greift.

Fr. Moser (tief bekümmert).

Was thun, Leberecht, was thun?

Quincke.

Sei fest. Ich stehe dir bei. Christian wird wollen, was du willst, was wir wollen.

Fr. Moser.

Aber Christine?

Quincke.

Hat der Böse, haben die Sünden ihrer Väter so weit Gewalt über sie, daß sie sich wider ihre Eltern erhebt?

Fr. Moser.

Ich fürchte es. Und wenn sie erst mündig ist, so haben wir kein Mittel, sie zu zwingen.

Quincke (finster).

Verirrt sie sich bis zu solcher Ruchlosigkeit, dann hat sie selbst mit frevelnder Hand die heiligen Bande des Blutes entzweigeschnitten. Dann gehe sie ihrer Wege. Wir kennen sie nicht mehr.

Fr. Moser.

Mein Kind verstoßen! Nie und nimmer.

Quincke.

Sei ruhig, Emma, es kommt nicht dazu. Die Drohung genügt. Wenn der jüdische Mann erst ernstlich überzeugt ist, daß wir von Christine die Hand abziehen und sie enterben, dann fällt er sofort ab. Er will ein reiches Mädchen haben. Soll er eine Arme heirathen, so wird er lieber bei seinen Leuten eine Kalle suchen.

2. Auftritt.

Vorige. Karl, Ernst, Marie treten durch die vordere Thür links ein.

Karl (finster).

Siehst du, Mama, du hast gestern bei Professor Kielholt nicht wollen, daß ich dem Herrn auf die Zehen trete.

Fr. Moser

Ich kann doch keine Gewaltthaten zugeben.

Karl.

Ist es denn nicht auch eine Gewaltthat, bei uns einzubrechen?

Marie.

Und unser Glück zu bedrohen?

Quincke.

Ich meine ebenfalls, daß Heftigkeiten nach Möglichkeit zu vermeiden sind, gerade weil es kein Heldenstück wäre, wie ich diese Leute taxire. Aber das schließt keineswegs aus, daß du deinem Vater mit der gebührenden Ehrerbietigkeit vorstellst, wie du dich zu einer derartigen Verschwägerung stellen müßtest, und daß du dem Eindringling keinen Zweifel darüber läßt, wie du seinen Schritt beurtheilst.

Ernst.

Das würde auch gerade noch fehlen, Leo Kohn zum Schwager zu haben. Seht her — ich habe euch den Schandwisch bisher nicht gezeigt, obschon ich ihn seit acht Tagen in meiner Tasche trage —

(zieht einen Brief aus der Tasche und reicht ihn seiner Mutter).

Fr. Moser (liest).

„Herrn Ernst Itzig Moses, genannt Moser, alias Moser-Quincke, Mitglied der Franko-Thuringia, hier."

(Wirft das Papier mit einer Geberde des Ekels zu Boden.)

Ernſt
(es aufleſend und in die Taſche zurückſteckend).

Solchen Niederträchtigkeiten iſt man ausgeſetzt!

Karl.

Natürlich anonym?

Ernſt.

Natürlich. Man kann den feigen Strolch nicht einmal vor die Piſtole fordern.

Karl.

Wohl irgend ein Hallunke, der dich um die Farben deines Corps beneidet.

Quincke.

Ich würde eher glauben, daß es ein Jude iſt, der dich in ſeine eigene Erniedrigung einſchließen möchte. Was ſtand denn in dem Briefe?

Ernſt.

Nichts. Blödſinn in einem Kauderwälſch, das ich nicht verſtehe. Das iſt ja auch gleichgültig, denn den Brief habe nur ich geſehen. Aber die Aufſchrift hat das ganze Corps geleſen.

Quincke.

Dieſer Bubenſtreich hinterrücks ſieht ſich unverkennbar jüdiſch an.

Ernſt.

Moſer iſt doch Papas geſetzlicher Name und ich bin doch als Moſer geboren. Wie unterſteht man ſich —

Quincke.

Laß dich das nicht anfechten, lieber Ernſt. Ihr ſeid beide dazu angethan, den Namen Moſer zu Ehren zu bringen, und ich hoffe es zu erleben, daß ihr vor dem Geſetze Moſer von Quincke heißt. Das iſt das Ziel, wonach ich hinſtrebe. Aber man darf mir die Wege nicht verbauen.

3. Auftritt.

Vorige.

Chriſtine (öffnet die hintere Thür links, ſteckt den Kopf herein und will ſie ſacht wieder ſchließen, als ſie die Anweſenden erblickt).

Quincke

(der ſie geſehen hat, geht raſch auf ſie zu, faßt ſie an der Hand und zieht ſie in die Mitte des Zimmers. In unecht klingendem, gezwungen liebevollem Tone).

Sind wir ſo weit gekommen, liebes Kind, daß du den Anblick der Deinen ſcheuſt?

Chriſtine

(ihre Hand ſanft losmachend, zu ihrer Mutter tretend und ſie küſſend).

Ich habe Niemandes Anblick zu ſcheuen, Onkel; ich möchte nur nicht gern wieder Dinge hören, die mich kränken.

Quincke

(sich ihr nähernd, anfangs salbungsvoll, dann mit wachsender Heftigkeit).

Wer ist schuld daran, daß man dir Dinge sagen muß, die dich nicht freuen? Geschieht es nicht aus Liebe und in Liebe, daß man dich warnt? Du bist umgarnt und verblendet, armes Kind —

Christine (einfallend; leise, doch fest).

Bedaure mich nicht, Onkel. Ich kann nicht zugeben, daß dazu Ursache ist.

Ernst (hitzig).

Was du thust, das ist einfach —

Quincke.

Ruhig, Ernst. Mit deinem Aufbrausen scheuchst du das arme Kind in sich selbst zurück. Laß Christine Vertrauen fassen, laß sie fühlen, wo man um sie zärtlich sorgt und wo ihr Heil ist.

Christine (macht Miene, sich zur Thür zu wenden).

Ihr meint es Alle gewiß gut mit mir und ich bin euch ja auch sehr dankbar für euer Wohlwollen, aber wenn ich darf, möchte ich doch lieber dieses Gespräch nicht fortsetzen.

Quincke (vor sie hintretend und ihre Hand erfassend).

Geh nicht weg, mein Kind. Setze dich und höre mir zu. (Er führt sie zu einem Armstuhl, auf den er sie sanft niederdrückt, und setzt sich neben sie.) Ich bin gekommen, um dir ein gutes und ernstes Wort zu sagen. Ich weiß

von deiner lieben Mutter, von deinen Brüdern, auf welchen Wegen du begriffen bist.

Christine (flehend).

Bitte, Onkel, nicht doch —

Quincke (sehr salbungsvoll).

Mein armes krankes Kind, sträube dich nicht gegen die Arzenei, auch wenn sie herbe schmeckt, sie ist dir zum Heile. Halte dir gegenwärtig, daß ich nicht nur dein Oheim, nicht nur dein ältester Freund in dieser Welt bin, sondern daß du auch aus meiner Hand alle Sakramente empfangen hast, durch die du als Gotteskind im Herrn lebst. Ich habe dich getauft, ich habe dich eingesegnet, ich habe dir am Tische des Herrn das Brot und den Wein des Lebens gespendet. Als man dich vor mir über die Taufschüssel hielt, ein arm weinend Würmchen, und ich das Wasser der Läuterung über dein Köpfchen sprengte, da gab ich dir von Seele zu Seele ein besonders reiches Maß von Inbrunst und Gottergebung mit. Denn es galt, den alten Schmutz der Schuld aus deinem jungen Leben zu waschen und den Zunder der Sünde zu ertränken. Soll ich den Schmerz erleben, nur todte Körner in deine Seele gestreut zu haben? Ist von dem Samen nichts aufgegangen?

Christine (mit gesenkten Augen).

Ich verstehe vielleicht die Bilderſprache nicht recht. Aber ich glaube, ich bin immer der Christenlehre eingedenk gewesen.

Quincke
(noch immer mit Salbung, doch mit aufquellender Heftigkeit).

Du haſt gelernt, wer unſern Herrn Jeſum ans Kreuz geſchlagen hat. Ein chriſtliches Mädchen darf nichts gemein haben mit den Gottesmördern, auf denen der ewige Fluch laſtet.

Chriſtine (leiſe lächelnd).

Der, auf den du anſpielſt, iſt nicht fähig, einer Fliege etwas zu Leide zu thun, geſchweige denn, Gott zu kreuzigen.

Quincke.

Aus dieſer Antwort klingt undeutſche Frivolität. Sieh ſelbſt, welchen Schaden du an deiner Seele nimmſt durch unreine Berührung. Ich ſage dir als dein Seelſorger, als dein geiſtiger Vater: Du darfſt keinen Juden heirathen. Es geht um dein zeitliches und ewiges Heil. Du vergehſt dich gegen deine Eltern und du vergehſt dich gegen deinen Heiland.

Chriſtine
(den Kopf in die Höhe werfend, entſchloſſen).

Onkel, verzeihe, aber das kann ich nicht glauben. Meine Eltern ſagen mir dies nicht —

Quincke (gebieteriſch).

Emma! Gib du die Antwort!

Christine

(zu Fr. Moser eilend und ihr die Hand küssend).

Gegen meine Eltern vergehe ich mich nicht und meinen Jesus, der in meinem Herzen lebt, wie du selbst ihn eingepflanzt hast, meinen Jesus kenne ich als einen Gott der Liebe, der mit seiner Zärtlichkeit alle Menschen umfaßt, alle ohne Ausnahme. Mein Heiland haßt Niemand, am allerwenigsten die Juden —

Marie.

Seine persönlichen Feinde!

Christine.

„Liebet eure Feinde" ist sein eigenes Wort. Und es kann auch kein Zufall sein, daß er gerade als Jude auf Erden wandelte. Er muß seine Absicht gehabt haben, daß er dieses Volk vor allen Anderen auserwählte, um als einer davon seine Menschwerdung zu vollziehen. Ich bin nie eine bessere Christin gewesen als in meiner Neigung zu einem Juden.

Quincke (heftig).

Genug. Kein Wort mehr. Du lästerst. (Zu den Anderen.) Da habt ihr die Wirkung eines verderblichen Einflusses. Was ist aus dir geworden, Christine? Das ist nicht mein bescheidenes Taufkind, das achtet, was Achtung fordern darf. Aus dir spricht der teuflische Geist der Verhöhnung alles Heiligen, der Empörung, der giftigen Zersetzung. Da habt ihr ein grauenerregendes Beispiel der Verwüstung, die der

Jude in den beſten chriſtlichen Seelen anrichtet. Eine deutſche Familie, in die er eindringt, iſt dem Verderben preisgegeben. Er erſtickt die Sittlichkeit und die Ehrerbietigkeit und jedes Ideal —

Chriſtine (feſt).

Das habe ich in meinem Elternhauſe nicht vor mir geſehen.

Quincke (zu Fr. Moſer).

Siehſt du, ſo richtet ſich das Geſpenſt immer wieder vor uns auf.

Marie

(zu Chriſtine tretend und ſie umarmend).

Chriſtine, wo iſt dein Stolz? Wie kannſt du ſo unter deinen Rang hinunterſteigen? Ernſt hat erfahren, daß der Vater dieſes Herrn Amſchel heißt — Amſchel!

Ernſt.

Und mauſchelt und iſt ein Dorfkrämer und ſeine Mamme Hannchen trägt eine Perrücke —

Marie.

Du biſt doch ſo hübſch und jung und reich. Dir liegen ja ſchöne und vornehme Herren zu Füßen, wenn du nur willſt.

Chriſtine (ſich losmachend).

Laß mich, Marie.

Marie (sich festklammernd).

Thu es mir zu Liebe, Herzenschristine. Vater will mich Karl nicht geben, wenn du den Herrn heiratheſt.

Chriſtine (überraſcht).

Was hat das damit zu thun?

Quincke (finſter).

Ich bin ein Diener am Worte. Um das Amt zu erfüllen, das mir vom Herrn übertragen iſt, bedarf ich des Vertrauens der Gläubigen. Dieſes köſtlichſte Kleinod verliere ich nothwendig, wenn ich meine Heerde durch fortgeſetzte Verjudung meiner Familie verwirre und erſchrecke. Bosheit hat auch jetzt ſchon an meiner Verſippung zu nörgeln, ſie wird es wieder thun, wenn meine Marie Karl die Hand reicht. Soll aber meine Tochter auch noch Schwägerin eines Kohn werden, ſo könnte ich es vor meinem eigenen Gewiſſen nicht verantworten, noch länger vor unſerm chriſtlichen Volk als Oberhirt einherzugehen. Wenn du hartnäckig bleibſt, ſo zerſtörſt du das Lebensglück deines Bruders und deiner Couſine.

Karl.

Wenn du einen Funken Schweſterliebe und Familienſinn haſt, wirſt du das nicht wollen.

Chriſtine (tief ſchmerzlich).

O, Karl, zweifle lieber an deiner Bruderliebe als an meiner Schweſterliebe. Ihr wollt, daß ich mein

Glück dem euern opfere. Ich wäre dazu bereit, wenn es sich nur um mein Glück handelte. Aber ich habe mein Wort verpfändet und mein — (entschlossen) mein Bräutigam (Bewegung bei Ernst, Karl und Quincke) baut auf mich. Er läßt nicht von mir und ich darf nicht von ihm lassen. Sein Glück zu zerstören habe ich kein Recht.

Marie (sich von ihr abwendend).

Ich hätte dich nie für so selbstsüchtig gehalten. Diese Härte ist ein undeutscher Zug an dir.

Quincke.

Iphigenie zögerte nicht, sogar ihr Leben als Opfer darzubringen, und nicht einmal ihrer Familie, sondern einer entferntern Gemeinschaft, ihrem Volke. So fühlt, so handelt ein arisches Mädchen selbst noch in der Finsterniß des Heidenthums.

Christine.

Nennt mich doch ruhig ein Judenmädchen. Das ist kürzer. Ich sträube mich nicht dagegen.

Ernst.

Ist es so weit gekommen? Italienische Edelleute früherer Zeit tödteten ihre Schwester mit eigener Hand, wenn sie sich gegen die Ehre des Namens verging.

Christine.

So tödtet mich doch. Das ist das allereinfachste. Dann hat diese Folter ein Ende. (Zu ihrer Mutter eilend.) O Mutter!

Fr. Moſer.

Komm, mein Kind; dein Bruder redet thörichtes Zeug. Du wirſt ihm das nicht nachtragen. Ihr geht Alle zu weit. Aber du trägſt ja ſelbſt den Unfrieden in die Familie und mußt doch begreifen —

4. Auftritt.

Vorige, Moſer (durch die Thür rechts).

Chriſtine

(auf ihn zueilend und ſich an ſeine Bruſt werfend).

Papa, was habe ich verbrochen, daß man zu mir ſpricht wie noch nie in meinem Leben?

Moſer

(ſchließt ſie in ſeine Arme und küßt ſie zärtlich auf den Scheitel).

Ruhig, mein Chriſtinchen, ruhig, ruhig. (Tritt zu Quincke und reicht ihm die Hand.) Du haſt mit dem Kinde von — von der Sache geſprochen?

Quincke

(ſeine Hand flüchtig berührend, ſtreng verweiſend).

Die ich nicht von dir erfahren habe, Schwager.

Moſer.

Ich hätte nicht verfehlt, dich zu verſtändigen.

Quincke.

Wenn es vielleicht zu spät gewesen wäre. Ich muß mit dir reden, Christian.

Christine (bang).

Vater!

Moser.

Getrost, mein Herzenskind. (Zu Quincke.) Willst du in mein Zimmer kommen?

Quincke.

Nein. Laß uns hier bleiben (auf die beiden Bildnisse deutend) im Angesichte meines Vaters und Großvaters, die du wohl nicht ohne Absicht als Weihe und Mahnung diesem Raume vorgesetzt haben wirst. (Zu den Anderen.) Geht!

(Fr. Moser, Karl, Ernst, Marie ab durch die vordere Thür links.)

Moser

(zu Christine, die sich noch immer an ihn schmiegt).

Geh, theures Kind.

(Christine ab durch die Thür rechts.)

5. Auftritt.

Moser. Quincke.

Quincke (feierlich).

Meine Schwester hat in ihrer Herzensnoth einen Hülferuf ausgestoßen, den ich als Bruder und christlicher Seelenhirt hören mußte.

Moſer (gezwungen gemüthlich).

Ei wie feierlich! Laß doch den Biſchof unterwegs und ſei gemüthlich, lieber Schwager.

Quincke (ſchroff abwehrend).

Es hat alles ſeine Zeit und der Scherz iſt unpaſſend, wo Ernſt von Nöthen iſt. Bemühe dich, deinen Sinn zur Würdigung der ſittlichen Bedeutung dieſer Unterredung zu erhöhen. Es hat mich tief bekümmert, daß die Dinge ſo weit gedeihen konnten. Ich hätte erwartet, daß du die unbegreiflich anmaßende Werbung mit gebührenden Worten von der Schwelle weiſen würdeſt.

Moſer.

Ehe man Jemand abweiſen kann, muß man doch zuerſt hören, was er will.

Quincke.

Die erſte Andeutung genügte. Mir aber ſagt Emma zu meiner namenloſen Verblüffung, daß du unentſchloſſen ſcheinſt, daß du zur Gewährung hinneigſt, daß du ſogar ſie ſchwankend gemacht haſt. Ich will das vorerſt nicht glauben.

Moſer.

Es iſt nun einmal eine, wenn du willſt, bedauerliche Thatſache —

Quincke.

Wenn ich will!

Moser.

— daß meine Christine den jungen Mann liebt.

Quincke (heftig).

Einer thörichten Mädchenlaune darf man die Pflicht eines christlichen Familienvaters nicht opfern.

Moser (empfindlich).

Lieber Leberecht, ich war bisher wirklich der Meinung, daß ich meine Pflicht gegen meine Familie stets erfüllt habe.

Quincke.

Daß du dieser Meinung warst, glaube ich dir. Der Pflichtbegriff kann mehr oder weniger entwickelt sein. Der eine umfaßt von Geburt und Anlage den ganzen Umfang seiner Pflichten, der andere sieht sie nicht von selbst, sondern sie müssen ihm gezeigt werden. Ich möchte, daß es mir gelinge, dein Gefühl dafür zu wecken, was du deiner Stellung und uns allen schuldest.

Moser.

Erlaube —

Quincke.

Du bist in einer deutschen Familie brüderlich aufgenommen worden. Wir haben dich immer als einen der Unsrigen betrachtet und behandelt. Wir haben es durchgesetzt, daß man deine Söhne genug als Quinckes gelten läßt, um ihnen das Leibregiment und das erste Corps der Hochschule zu öffnen. Da sich die Herzen

deines Karl und meiner Marie zusammengefunden haben, war ich bereit, ihren Bund zu segnen. Das Alles stellst du in Frage, wenn du wieder ins Judenthum zurückgleitest, hoffentlich nur aus Schwäche, nicht aus Trieb und Neigung.

Moser.

Du trägst die Farben eigenthümlich stark auf. Ich sehe nicht ein, wie ich irgend etwas in Frage stelle, wenn —

Quincke (heftig einfallend).

Ja, schließt du denn gewaltsam die Augen? Zunächst erkläre ich dir, daß Karl mein Schwiegersohn nicht werden kann, wenn Christine einen Juden heirathet. Es wird auch Ernst die Wahl unter den Töchtern des Landes nicht erleichtern, wenn der Augenblick gekommen sein wird. Und Karls Stellung im Regiment! Seine Kameraden haben sicherlich genug christliches Feingefühl, um in seiner Gegenwart kein Wort zu sagen, das ihn kränken würde, aber sie würden fortwährend ihre Zunge hüten müssen und solchen Zwang läßt ein Offiziercorps sich nicht lange gefallen.

Moser.

Du redest immer in der Voraussetzung, daß Dr. Kohn Jude bleibt. Das wünsche ich ja selbst nicht. Taufen muß er sich —

Quincke.

Was macht das für Unterschied?

Moſer.

Ich denke, die Taufe macht aus einem Juden einen Chriſten.

Quincke.

Wohl. Aber niemals aus einem Morgenländer einen Deutſchen.

Moſer.

So unduldſam ſind doch wohl nur die verſtiegenſten Antiſemiten und die ſind zum Glück eine verſchwindende Minderheit. Die vernünftige Mehrheit —

Quincke.

Ich könnte dieſes Wort verletzend finden. Du haſt es hoffentlich nicht ſo gemeint. Laß dich jedoch über einen Irrthum belehren. Nicht eine Minderheit, ſondern der ganze denkende Theil unſeres Volkes hat ſich Gott ſei Dank auf ſich ſelbſt beſonnen und iſt einig in der Abwehr der Fremden, der ewig Fremden.

Moſer (mit beginnender Erregung).

Einen Fremden kannſt du Kohn nicht nennen. Er iſt ein ſo guter Deutſcher wie irgend ein Anderer. Die deutſchen Juden ſind jüdiſche Deutſche und ich habe nur den einen Wunſch, daß ſie chriſtliche Deutſche werden möchten. Nichts kann ihnen dies ſo erleichtern wie recht zahlreiche Miſchehen.

Quincke (losbrechend).

Miſchehen ſind ein Unheil und ein Verderben. Wir wollen keine! Jedes Mal, wenn ein jüdiſches

Wesen sich an einen christlichen Herd drängt, folgen ihm krasser Materialismus und sittliche Stumpfheit und die Lebensluft der Familie, der Kinder wird durch und durch ungesund.

Moser (erregt).

Nun habe ich Ursache, deine Worte verletzend zu finden.

Quincke.

Daß ich so zu dir spreche, sollte dir doch beweisen, daß ich dich nicht im Mindesten als Juden betrachte. Du hast den alten Adam ausgezogen. Oder irre ich mich? Fühlst du dich noch immer als Juden?

Moser.

Ich habe mich nie als Juden gefühlt. Aber dir könnte es gelingen, das Gefühl in mir zu wecken.

Quincke.

Sieh selbst, wie du unser Mißtrauen rechtfertigst! Ihr werdet den alten Sauerteig niemals los. Schon in deinem Eintreten für diesen Herrn Kohn offenbart sich das jüdische Zusammengehörigkeitsgefühl.

Moser (heftig).

Davon weiß ich mich ganz frei. Das dichtest du mir an. Ich sehe in Dr. Kohn nur einen Menschen — als Menschen wirst du ihn doch wohl gelten lassen?

Quincke.

Menſchen — Menſchen — es gibt auch Menſchen, die Gottes Ebenbild herabwürdigen.

Moſer.

Weißt du, wenn ich dich ſo reden höre, ſo könnte ich Kohn beinah Recht geben, der von der Rückkehr nach Paläſtina und der Wiedergeburt des jüdiſchen Volkes ſchwärmt.

Quincke.

Wenn das doch nur keine jüdiſche Flunkerei wäre! Die Leute ſollen ziehen, je eher, je lieber. Nur ſollen ſie hier laſſen, was ſie dem chriſtlichen Volke in Jahrhunderten der Ausbeutung abgeliſtet haben.

Moſer.

Ein waſchechter Gütervertheiler und Raubſocialiſt könnte nicht anders ſprechen.

Quincke.

Wer darf wagen, Rückforderung des Eigenen Raub zu nennen!

Moſer.

Meinetwegen. Dieſe Frage brauche ich mit dir nicht zu erörtern. Aber ich verhehle dir nicht, ich bin erſtaunt und betreten, bei dir auf derartige Geſinnungen zu ſtoßen. Wenn ich mir ſagen muß, daß du ſie vielleicht alle die Jahre her auch gegen mich gehegt haſt —

Quincke.

Ich habe dir schon einmal gesagt: dich sehe ich nicht als Juden an — so lange du mich nicht dazu zwingst.

Moser.

Nun wohl. So zwinge ich dich dazu, wie du mich dazu zwingst. Du sprichst dem Juden sogar die Menschenwürde ab und du machst nicht einmal einen Unterschied, ob er getauft ist oder nicht. Sein Blut ist unrein — er ist ein unsittlicher Materialist — er verpestet die Atmosphäre der christlichen Familie — ich muß das Alles auf mich beziehen.

Quincke.

Nein.

Moser.

Doch. Laß mich dir jetzt auch meine Meinung sagen. Ich stamme von jüdischen Eltern und ihr Blut war so rein wie irgend eines, das in Menschenadern fließt. Ich habe es keineswegs als Auszeichnung empfunden, in deine Familie einzutreten, denn ich war immer mindestens so gut wie ihr Alle.

Quincke (auffahrend).

Das sagst du mir ins Gesicht?

Moser.

Gewiß. Und ich wundere mich nur, daß du als Christ, als Geistlicher so vollständig vergessen kannst, was das Evangelium über Hochmuth und den Stolz des Fleisches sagt.

Quincke (stammelnd vor Wuth).

Du — du — Moser — wirfst mir — mir! — die Schrift ins Antlitz! Das ist — das ist stark. Wisse, daß wir zwar vor dem Herrn Alle gleich sind. Aber vor den Menschen sind wir nicht gleich. Ehe ich Superintendent, ehe ich Geistlicher war, bin ich Freiherr von Quincke gewesen. Hier, hier, vor diesen Bildnissen redest du mit derartiger Selbstüberhebung von den Meinigen? Muß ich dich daran erinnern, das dein Großvater nie gewagt hätte, diesem ritterlichen Herrn (auf das ältere Bildniß deutend), meinem Großvater, ins Auge zu sehen, daß er immer nur zitternd und mit krummem Rücken vor ihm gestanden hätte?

Moser.

Das ist sehr wohl möglich. Denn dieser ritterliche Herr wäre ohne Zweifel im Stande gewesen, gegen meinen Großvater eine Gewaltthat zu begehen. Das war für ihn vollkommen gefahrlos. Seine Ritterlichkeit hatte von dem Schwachen, Wehrlosen, Vogelfreien nichts zu befürchten. Doch darüber ist ein Jahrhundert vergangen und heute zittert Niemand und katzbuckelt Niemand. Auch Dr. Kohn nicht. Laß es uns kurz machen. Ich habe dir immer alle die Achtung erwiesen, die dir als dem Haupt der Familie meiner Frau und als hohem Kirchenbeamten gebührt. Ich habe dir willig in meinem Haus einen Einfluß eingeräumt, der vielleicht größer war, als meine Selbstachtung zugeben durfte. Es thut mir leid, daß du nicht selbst gesehen hast, wo die Grenze gezogen werden muß. Emma hatte Unrecht,

dich anzurufen. Die Verheirathung meiner Kinder ist meine eigenste Angelegenheit, in die kein anderer darein zu reden hat, auch du nicht.

Quincke

(sich beherrschend, etwas ruhiger als vorher).

Du hast sichtlich nicht die richtige Vorstellung vom Wesen einer in sich einigen christlichen Familie, die insgesammt für jedes ihrer Mitglieder einsteht.

Moser.

Ich habe diese Vorstellung so sehr, daß ich es als schwere Ungehörigkeit empfinde, wenn man an meinem Vaterrechte rütteln will. (Kleine Pause.)

Quincke.

Als Mensch und Edelmann hätte ich jetzt ohne ein weiteres Wort zu gehen und dies unsere letzte Begegnung sein zu lassen. Mich lehrt aber mein Glaube Geduld und Demuth. Ich darf nicht vergessen, daß die unglückliche Christine auch mein Blut ist und daß ich, was noch wichtiger ist, ihr geistiger Vater bin. Du gefährdest ihren Glauben, wenn du sie an einen Ungläubigen auslieferst, und diese schwerste Schuld wirst du —

Moser.

Ich bitte dich, was soll diese Komödie? Du bist doch hier nicht auf der Kanzel. Mit deinem Glaubensklimbim fällst du bei mir ab.

Quincke (wild).

Du wagst es!

Moser.

Ich wage es. Ich bin Christ durch meinen Glauben an das „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" und durch das Vaterunser. Aber die übrigen Geschichten —

Quincke.

Und in dieser Gesinnung hast du die heilige Taufe empfangen?

Moser.

Ja glaubst du denn etwa, daß ich durch die Taufe eine schwachsinnige Betschwester geworden bin? Ich ließ mich taufen, um eins zu werden mit meinem Volke.

Quincke.

Welches ist dein Volk?

Moser.

Darauf antworte ich dir nicht mehr. Aber um deine Dogmen habe ich mich nie geschoren.

Quincke.

Und in dieser Gesinnung hast du das Bekenntniß des Glaubens an die heilige Dreieinigkeit abgelegt? In dieser Gesinnung hast du das heilige Abendmahl am Tische des Herrn genommen? Dein ganzes Leben

war also eine Lüge, jedes deiner Worte eine Lästerung, jede deiner Thaten eine Verhöhnung unseres Herrn und Heilands? Du hast dich also in unsere Hürde geschlichen, um Bosheit und Sünde in sie zu tragen? Da grinst mir das echte Angesicht des Hebräers entgegen — in seiner ganzen Scheußlichkeit.

Moser

(wüthend, sehr laut, einen Armstuhl fassend und ihn mit Getöse gegen den Fußboden stoßend).

Kein Wort mehr! Oder ich mache von meinem Hausrecht Gebrauch.

6. Auftritt.

Vorige, Christine, Fr. Moser.

Christine

(von rechts hereinstürzend, eilt zu ihrem Vater und umklammert ihn).

Um Gotteswillen, Papa!

Fr. Moser

(von links vorn hereinkommend).

Was geht vor? Ihr seid so laut.

Moser

(mit großen Schritten zur Thür rechts).

Unter meinem eigenen Dache! Das Maß ist voll. Ich habe genug von euch Allen.

(Ab mit Christine, die ihm tief bestürzt gefolgt ist. Er wirft die Thür heftig hinter sich zu.)

7. Auftritt.

Fr. Moser, Quincke. Marie, Karl, Ernst treten erregt durch die Thür vorn links ein und umgeben Fr. Moser und Quincke.

Fr. Moser (angstvoll).

Was bedeutet das, Leberecht? Habt ihr Streit gehabt? Du bist doch nicht zu schroff gewesen?

Quincke (düster).

Ich habe eben die bitterste Stunde meines Lebens gelebt. Vor meinem Auge haben sich Seelenkloaken aufgethan, vor deren Erinnerung mir graut. Arme Emma, arme Kinder, ich kann nichts für euch thun als beten. (Sinkt in einen Armstuhl und stützt die Stirn in die Hand.)

Fr. Moser (wie oben).

Was sagt Christian?

Karl.

Mein Vater will sie ihm also geben?

Quincke (aufspringend).

Dein Vater — (sich beherrschend). Nein. Ich darf dem Sohne nichts sagen, was ihn gegen den Vater erzürnt. Meine liebe, gute Emma, ich werde den Fuß nie wieder in dieses Haus setzen. Es sind Worte gefallen, die keine Flamme und kein Scheidewasser aus dem Gedächtniß wegbrennt.

Fr. Moser.

Warum hast du mich hinausgeschickt? Du mußt mißverstanden haben. Christian ist der sanfteste, geduldigste Mensch und er kann unmöglich —

Quincke
(sie unterbrechend).

Laß gut sein. Wir sind Alle das Opfer einer lebenslangen Verstellung, die ein Deutscher nicht vermuthen kann, weil er ihrer nicht fähig ist. Komm, Marie, hier ist unseres Bleibens nicht länger.

Marie (bang).

Ach, Vater, und Karl —

Quincke (bewegt).

Mein armes Kind, dein Los schneidet mir ins Herz, aber ich kann es nicht abwenden.

Karl
(Mariens Hand fassend).

Onkel, verlange nicht, daß ich verzichte.

Quincke.

Du mußt, mein guter Karl. Wir müssen. Es ist eine Heimsuchung des Herrn und wir haben sie als Christen zu tragen. Demüthig und zerknirschten Herzens.

Karl.

Für mich gibt es außer Marie kein Weib auf Erden.

Marie.

Und ich bleibe dir treu bis zum letzten Athemzug.

Quincke.

Das kann ich euch nicht verwehren. Wenn ihr die Läuterung besteht, so gibt es vielleicht noch ein Erdenglück für euch. Die Wege der Vorsehung sind unerforschlich. Einstweilen aber müßt ihr eure Verlobung als gelöst betrachten. (Marie wirft sich Fr. Moser schluchzend an die Brust.) Der Herr sucht die Schuld der Väter an den Kindern heim.

Fr. Moser.

Ich bin mir keiner Schuld bewußt.

Quincke.

Ich denke an unsern Vater. Er hat sein Haus gegen das Einsickern des verderblichen Scheinchristenthums nicht verwahrt. Ich glaubte arglos und in Liebe einen Christen vor mir zu haben und alle die Zeit stand ein höhnisch lauernder Jude mir gegenüber. Komm, Marie.

(Faßt Marie am Arm. Sie reicht trostlos Karl die Hand. Er küßt sie. Quincke geht mit Marie vorn links ab. Frau Moser, Karl, Ernst folgen kopfhängend.)

8. Auftritt.

Moser, Christine.

Moser

(die Thür rechts öffnend und hereintretend, als er den Salon leer sieht).

Dieser gleißnerische Pfaffe!

(Geht erregt auf und ab.)

Christine (ihm folgend).

Es zerreißt mir das Herz, daß ich an Unfrieden schuld bin. Auf Widerstände war ich ja gefaßt, aber daß Onkel Leberecht so weit gehen würde —

Moser

(ihr den Kopf streichelnd).

Mache dir keine Vorwürfe, mein Herzblättchen. Es ist gut so, wie es ist. Wäre ich gläubiger, als ich bin, ich würde sagen: das ist eine Fügung. Ich habe in einem Selbstbetrug gelebt. Jetzt ist mir der Staar gestochen. Die Operation hat ja ein bischen weh gethan, aber sie war nöthig. Hoffentlich auch nützlich.

Christine.

Ich weiß nicht, was du meinst, Papa.

Moser.

Aber ich weiß es, Schätzchen. (Halb für sich.) Ich war immer im tiefsten Herzen von reiner, ehrlicher, treuer Bruderliebe erfüllt und nun muß ich erfahren, wie mir alle die Zeit gelohnt wurde. Mit Haß und Verachtung. Die Verachtung habe ich allerdings verdient. Wie sollen sie sich nicht als etwas Besseres betrachten? Ich habe ja ihrem Hochmuth selbst Recht gegeben, indem ich meine Herkunft unmännlich verleugnete. Ich schäme mich über mich selbst, Christine, ich schäme mich über mich selbst.

9. Auftritt.

Vorige. Karl und Ernst (durch die Thür vorn links).

Karl (finster).

Vater, verzeihe, wenn ich spreche, ohne von dir gefragt zu sein.

Moser (schroff).

Wenn ich dich nicht gefragt habe, so war es anscheinend, weil ich auf deine Meinung keinen besondern Werth lege.

Ernst (dreist).

Umso schlimmer. Wir sind aber entschlossen, diesen Dr. Kohn nicht als Schwager zu dulden.

Moser
(grimmig auf ihn losgehend).

Wirst du grüner Junge wohl sofort den Mund halten!

Ernst
(zurückweichend).

Das muß ich mir verbitten, Vater. Ich bin Franko-Thuringe und darf mir keine Beleidigung gefallen lassen, von wem sie auch sei.

Moser.

Hinaus! Mir aus den Augen, ungerathener Balg! Wenn du nicht augenblicklich gehst, werde ich nachholen, was ich leider in deiner Kindheit versäumt habe.

Ernst.

Das möchte ich sehen!

Karl
(ihn am Arm faſſend).

Geh, Ernſt. Das gebührt ſich nicht. Geh. Ich befehle es dir! (Schiebt Ernſt vorn links zur Thür hinaus.)

10. Auftritt.

Moſer, Karl, Chriſtine.

Karl
(mit gedämpfter Stimme. Feſt).

Vater, ich bitte dich für Ernſt um Verzeihung. Er iſt unreif und heftig.

Moſer.

Was weiter?

Karl.

Weiter erſuche ich dich, mich einen Augenblick anzuhören. Ich glaube, mein Alter und meine Stellung geben mir ein Anrecht darauf. Chriſtine, laß uns einen Augenblick allein.

Chriſtine.

Ich möchte bleiben, Karl. Ich beſchwöre dich, lieber Karl, ſei nicht grauſam.

Moſer.

Bleibe, mein Kind. (Zu Karl.) Ich erwarte, daß du kein Wort ſagſt, das deine Schweſter verletzen könnte.

Karl (kurz, kalt).

Einem Offizier des Leibregiments iſt zuzutrauen, daß er das, was er zu ſagen hat, in paſſender Form ſagt.

Aber ich werde Alles ſagen, was ich zu ſagen habe, und darum wäre es mir lieber geweſen, mit dir allein zu ſein. Doch da nicht ich hier befehle, ſo habe ich mich zu fügen. (Kleine Pauſe.) Vater, welche Antwort gedenkſt du Herrn Dr. Kohn zu geben?

Moſer.

Danach haſt du mich nicht zu fragen.

Karl.

Verzeihe, daß ich anderer Meinung bin. Deine Entſcheidung berührt das Wohl der Familie —

Moſer (hitzig).

Deren Haupt ich bin. Ich dulde keinen Eingriff in meine Rechte.

Karl.

Ich bin der letzte, der ſich gegen die Rechte eines Vorgeſetzten auflehnen würde. Aber auch wir haben Rechte und die müſſen ebenfalls anerkannt werden. Da du die Antwort verweigerſt, ſo bin ich zur Deutung gezwungen, daß du einwilligſt.

Moſer.

Und wenn?

Karl.

Dann müßte ich dir in aller Ehrerbietigkeit eröffnen, daß ich dieſe Verbindung meiner Schweſter nicht zugebe.

Christine (flehentlich).

Karl —

Moser
(ihr Schweigen winkend. Wüthend).

Wer bist du, daß du dich unterstehst —

Karl.

Vater, ich ersuche dich, keinen Augenblick zu vergessen, daß ich Offizier bin.

Moser.

Das kann ich nicht vergessen. Ich weiß zu genau, was die Ehre mich kostet.

Karl
(verachtend, halb für sich).

Immer der Mammon.

Moser.

Was meinst du denn, wen du vor dir hast, daß du mich mit dem Offizier einzuschüchtern suchst? Es ist noch nicht so lange her, daß ich den Hauptmannsrock ausgezogen habe. Ich habe als Offizier vor dem Feinde gestanden, ehe ich noch den Vorzug hatte, der Vater meines Herrn Sohnes zu sein. Mir imponirst du nicht und ich sage dir, daß dein Widerspruch (mit den Fingern schnippend) so viel bei mir wiegt.

Christine.

Was hat Dr. Kohn dir gethan? Was hast du gegen ihn?

Karl
(sie nicht beachtend).

Wenn wir in einer Gesellschaft leben wollen, so haben wir uns ihrem Ehrbegriff zu unterwerfen. Der Ehrbegriff unserer Gesellschaft gestattet keine Verschwägerung mit einem Juden.

Moser.

Das sagst du, der du selbst Jude bist?

Karl (ausrufend).

Ich?!

Moser.

Ich denke!

Karl
(sich beherrschend).

Du willst mich demüthigen, Vater.

Moser.

Dein Vater ist Jude und du bist es genug, daß du dich schämen solltest, derartige Redensarten zu wiederholen.

Karl (finster).

Das hast du mir nie gesagt.

Moser.

Es war das Unrecht meines Lebens.

Karl.

Die Einsicht kommt zu spät. Ich bin in den Anschauungen meines Kreises erzogen. Mich hat man daran gewöhnt, jeden Andern als dich vor die Pistole

zu fordern, der mich einen Juden schimpfen würde. Ich bin entschlossen, die Stellung unserer Familie selbst zu vertheidigen, wenn du es nicht thust.

Moser.

Du verkündest mir also Streit?

Karl.

Nur gezwungen und zu meinem tiefsten Leidwesen.

Moser.

Wie du willst. Du wirst dich zu überzeugen haben, daß ich dir gewachsen bin, dir und euch Allen. Erklärst du dich selbst als meinen Feind, so behandle ich dich als meinen Feind. Vor Allem hast du auf keinen Pfennig mehr von mir zu rechnen.

Karl.

Das schreckt mich nicht. Ich werde vom Solde leben, den mir mein Kriegsherr gewährt, wie es so viele Quinckes gethan haben.

11. Auftritt.

Vorige. Fr. Moser.

Fr. Moser

(vorn links eintretend, sehr bewegt).

Christine, daß du uns in diese Lage bringen konntest!

Christine.

Aber Mutter, wenn ich nur einsehen könnte, warum es ein Verbrechen sein soll —

Fr. Moser (zu Moser).

Leberecht will nie wieder kommen. Er bricht mit uns.

Moser (grimmig).

Recht so.

Fr. Moser.

Kannst du es verantworten, Bruder und Schwester von einander zu reißen?

Moser.

Willst du ihm vielleicht folgen? Es steht dir frei.

Christine
(zu ihrer Mutter stürzend).

Nein, Mama, nein nein, du hältst zu mir!

12. Auftritt.

Vorige. Diener.

Diener (rechts eintretend, überreicht Moser schweigend auf einer Platte eine Visitenkarte.)

Moser
(nimmt die Karte und fährt zusammen).

Christine (unwillkürlich).

Er?

Karl (rasch).

Das trifft sich gut. So kann ich mich gleich mit dem Herrn auseinandersetzen.

Moser.

Führen Sie den Herrn in die Bibliothek!

Diener rechts ab.

13. Auftritt.

Moser, Fr. Moser, Karl, Christine.

Moser (wild).

Du wirst ihn nicht sehen. Ich verbiete es dir! Noch bin ich Herr in meinem Hause.

Karl
(sich verneigend).

Du kannst mir verbieten, ihn hier zu sehen. So wird es eben an einem andern Orte sein.

Christine (angstvoll).

Vater, eine Begegnung können wir nicht verhindern. Laß sie in unserm Beisein stattfinden. Karl, du wirst ihn nicht beleidigen! Du darfst nicht.

Moser
(finster. Zu Karl).

Wehe dir, wenn du dich vergißt!

Karl.

O — wehe mir! — das ist ein sonderbarer Ausdruck.

Moser
(öffnet die Thür rechts).

Darf ich bitten, Herr Doktor.

14. Auftritt.

Vorige. Kohn.

Kohn

(tritt ein. Er küßt der ihm entgegeneilenden Christine die Hand und geht auf Fr. Moser zu, die mit niedergeschlagenen Augen zurückweicht und sich frostig leicht verneigt. Kohn bleibt einen Augenblick überrascht stehen und tritt dann, Karl mit einer Kopfneigung grüßend, zu Moser, der ihm die Hand reicht).

Herr Geheimrath, ich bin gekommen, um mein Schicksal aus Ihrer Hand zu empfangen. Was haben Sie beschlossen?

Moser.

Herr Doktor, ich habe Ihnen gestern nicht verhehlt, daß ich bei aller Schätzung Ihrer Person grundsätzliche Bedenken gegen Ihre Werbung hatte. Seitdem haben sich Dinge zugetragen, die es mir zur Ehrensache machen, meine grundsätzlichen Bedenken fallen zu lassen und den Einzelheiten des Falles näher zu treten.

Kohn

(freudig nach Mosers Hand greifend).

Tausend, tausend Dank, Herr Geheimrath.

Karl.

Mein Vater wird mir verzeihen, wenn ich nun das Wort nehme.

Moser.

Ist ganz überflüssig.

Karl
(ſich verneigend).

Sehr wohl. Sie wiſſen nun, Herr Doktor Kohn, daß ich mit Ihnen zu ſprechen habe.

Kohn.

Ich bin ſelbſtverſtändlich zu Ihrer Verfügung, Herr Leutnant. Ich glaube indeß, Herr Geheimrath wird gegen eine ſofortige, hoffentlich freundſchaftliche, Ausſprache nichts einwenden, wenn ich meine Bitte mit der Ihrigen vereinige.

Moſer
(zuckt die Achſel und ſetzt ſich auf den Rundſitz in der Mitte).

Wie Sie wollen.

Karl.

Sie ſind ſchwerlich darüber in Zweifel, daß wir Ihrem Schritt ablehnend gegenüberſtehn.

Kohn.

Wir — wer wir?

Karl.

Ich und mein jüngerer Bruder, meine Mutter —

Kohn
(ſchmerzlich).

Sie, Frau Geheimrath?

(Fr. Moſer ſchweigt.)

Karl.

— mein Oheim, Herr Superintendent von Quincke — die ganze Familie.

Kohn.

Das ist mir sehr schmerzlich, aber ich hege die Hoffnung, daß es mir gelingen wird, Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft — ja, auch Ihre Freundschaft! — zu gewinnen.

Karl.

Ich darf Ihnen diese Hoffnung nicht lassen.

Christine
(leidenschaftlich).

Hast du einen Stein statt eines Herzens?

Kohn.

Darf ich fragen, was Sie gegen mich haben?

Karl.

Diese Frage ist nicht aufrichtig.

Kohn.

So! Nun, Herr Leutnant, ich bin mir bewußt, ein anständiger Mensch zu sein. Meine Familie, so bescheiden sie sein mag, steht makellos da. Durch meine Stellung gehöre ich unbestreitbar zur guten Gesellschaft. Meinem Namen hoffe ich einen Klang zu geben, der auch Sie mit Genugthuung erfüllen wird.

Karl.

Sehr bescheiden.

Kohn.

Es gibt eine Bescheidenheit, die Heuchelei ist. Offenheit gegen sich und Andere steht sittlich höher.

Es bleibt also thatsächlich nur ein Einwand: mein Judenthum.

Karl.

Ah!

Kohn.

Ich hätte gehofft, daß ich gerade in diesem Hause keinem Antisemitismus begegnen würde.

Karl (schroff).

Unterlassen Sie, bitte, jede derartige Anspielung.

Kohn.

In meinem Munde kann sie doch wahrhaftig nichts Kränkendes haben. Ich bitte Sie, Herr Leutnant, lassen Sie sich von Modeströmungen nicht derart beeinflussen. Gewinnen Sie es über sich, eine vorgefaßte Meinung zu überwinden. Der heutige Judenhaß wird sich legen und man wird dann nicht begreifen, daß man einem so unberechtigten und häßlichen Gefühle das Lebensglück von zwei Menschen hat opfern wollen.

Moser
(nachdrücklich).

Sehr richtig.

Karl.

Wie man im zweiundzwanzigsten Jahrhundert denken wird, weiß ich nicht. Ich lebe im zwanzigsten und in diesem Jahrhundert ist ein Israelite in einer christlichen Familie nicht an seinem Platze. Ein Mann von Takt hätte zuerst bei der Familie angefragt, ob

er genehm ist, ehe er dem jungen Mädchen den Hof machte.

Kohn (lächelnd).

Das Herz ist in der That manchmal so taktlos, ohne Rücksicht auf ein Zeremoniell in Liebe zu entbrennen.

Karl.

Verschwenden Sie an mich keine Tenorarien, bitte. Ich wiederhole Ihnen ausdrücklich, daß Ihre Werbung uns mißfällt.

Kohn
(sich in die Lippe beißend).

Herr Leutnant, ich habe die Zustimmung Ihres Herrn Vaters und Ihrer Fräulein Schwester.

Christine.

Von ganzem Herzen!

Kohn.

Es wäre eine Beleidigung dieser Beiden, wenn ich deren Zustimmung geringer anschlüge als Ihre Weigerung. Ich werde mich also eben vorerst mit Ihrer Abweisung bedauernd abfinden müssen.

Karl.

Ein Mann, der Ehre im Leibe hat, trägt keinen Unfrieden in eine geeinte Familie.

Moser
(auffahrend).

Ich habe dir verboten —

Kohn.

Verzeihung, Herr Geheimrath. Herr Leutnant, ich beschwöre Sie, sich keines verletzenden Wortes zu bedienen. Sie müssen mich als einen Unbewaffneten, ja Waffenunfähigen betrachten —

Karl.

Waffenunfähigen! Stimmt!

Kohn
(sehr nachdrücklich).

Ihnen gegenüber, Herr Leutnant! Bloß Ihnen gegenüber! Und Ihre Ritterlichkeit muß Sie abhalten, einen Wehrlosen anzugreifen.

Karl.

Das sind Spitzfindigkeiten, zu deren Würdigung ich nicht genug Talmudist bin. Ich wiederhole: wenn Sie Ehre im Leibe hätten —

Kohn (bebend).

Jede Beleidigung fällt auf Sie zurück, da ich sie nicht erwidern darf.

Karl.

Was Sie auf sich sitzen lassen, ist Ihre Sache.

Moser.

Nun genug. Du hast dich einer unverantwortlichen Herausforderung schuldig gemacht. Du wirst Herrn Dr. Kohn sofort Abbitte thun.

Kohn
(mit ausgestreckter Hand zu Karl tretend).

Ich trage Ihnen nichts nach.

Karl
(zurückweichend).

Drei Schritt vom Leibe!

Moser.

Wenn du mir nicht augenblicklich gehorchst, so hast du hier nichts mehr zu suchen und ich bin dein Vater nicht mehr.

Christine.

Papa! Verstoße ihn nicht. Er wird ja zur Besinnung kommen, es ist ja unmöglich —

Fr. Moser (sehr erregt).

Dein eigen Blut verleugnen wegen eines Fremden!

Karl
(auf die Bildnisse deutend).

Hier sind meine Vorfahren. Die kann mir Niemand rauben. Du bist ein Zufall in meiner Familie.

Moser (außer sich).

Hinaus! Mir aus den Augen!

Karl.

Ich gehe.

Fr. Moser.

Und ich gehe mit dir.

Christine.

Mutter! Verlasse mich nicht!

Fr. Moser.

Du hast es gewollt.

Karl.

Gute, theure Mutter. Und Sie betrachte ich als einen Feigling und versichere Sie meiner besondern Verachtung.

(Ab mit Fr. Moser vorn links. Christine sucht ihre Mutter zu umklammern, die sich jedoch schroff losmacht.)

15. Auftritt.

Moser, Christine, Kohn.

Kohn

(steht einen Augenblick starr da, dann wendet er sich langsam zu Moser).

Christine

(erfaßt angstvoll seine Hand).

Moser

(legt ihm die Hand auf die Schulter. Seine Stimme zittert vor Erregung).

Dr. Kohn, ich bitte Sie in aller Form um Verzeihung für die Beleidigung, die Ihnen zugefügt worden ist. Sie wissen, daß ein Hauptmann außer Dienst und Ritter des Eisernen Kreuzes zu Ihnen spricht. Sie werden die Genugthuung für ausreichend halten.

Kohn
(den Kopf erhebend, dumpf).

Herr Geheimrath, der Herr Leutnant Moser-Quincke ist volljährig und verantwortlich.

Moser.

Was wollen Sie sagen? Haben Sie eine Herausforderung im Sinn?

Christine.

Leo! Das ist unmöglich!

Kohn.

Unmöglich ist es, unter dem Schimpfe zu bleiben.

Moser.

Als Ihr Schwiegervater befehle ich Ihnen, jeden derartigen Gedanken aufzugeben.

Kohn
(umarmt Moser, dem Christine gleichzeitig die Hand küßt).

Tausend, tausend Dank für dieses Wort, das mich namenlos glücklich macht.

Moser.

Schon gut, schon gut — Sie gehorchen also?

Kohn (schweigt).

Christine (angstvoll).

Leo, mit meinem Bruder kannst du dich nicht schlagen. Wen auch die Kugel trifft, ihr Weg geht immer durch mein Herz.

Kohn.

Ich werde keine Blutschuld auf mich laden, das kann ich versprechen.

Moser.

Sie dürfen auch auf meinen ungerathenen Sohn keine Blutschuld laden.

Kohn.

Das hängt nicht mehr von mir ab.

Christine.

Und du glaubst, daß dein Leben mir nicht ebenso theuer ist wie das meines Bruders? Und aus Hochmuth, aus Eitelkeit — es ist doch nichts weiter — willst du über mich Verzweiflung bringen?

Kohn.

Nicht Hochmuth, nicht Eitelkeit, Theure. Ich für meine Person würde die Achsel zucken. Meine Selbstachtung hängt nicht von dem Zornruf eines aufgeregten jungen Mannes ab. Aber die Sache wird ruchbar werden — daran ist nicht zu zweifeln! — und man wird in gewohnter Weise verallgemeinern. Man wird nicht über mich, den Einzelmenschen Leo Kohn urtheilen, sondern über die Juden, über alle Juden. Die Schmach, die ich auf mir sitzen lasse, bedeckt meinen ganzen Stamm. Das schreibt mir meine Pflicht vor.

Moser.

Ich werde jede Tollheit zu verhindern wissen. Ich rufe die Behörden an, wenn es sein muß.

Kohn
(ihm die Hand drückend).

Ich weiß, Sie werden Alles thun, was Sie müssen. Ich auch.

Christine.

Dein Stamm ist dir also theurer als ich!

Kohn.

Du bist mir theurer als Alles in der Welt. Aber ich kann dich anbeten, ohne zum Verräther an meinem Stamm zu werden. Vielleicht bin ich nur darum in dieser unglücklichen Lage, weil nicht immer jeder einzelne Jude sich gegenwärtig gehalten hat, daß der Haß der Feinde ihm die Würde eines rechtmäßigen Vertreters seines ganzen Stammes aufnöthigt. Was heute in diesem Raum aufeinander stieß, das waren Jahrtausende alte Strömungen der Weltgeschichte. Umso schlimmer für den Einzelmenschen, der das Mißgeschick hat, gerade an der Stelle des Anpralls zu stehen.

Christine
(sich an Kohn klammernd).

Papa, hilf mir! Wir lassen es nicht zu. Ich will nicht, Leo, ich will nicht!

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Salon des dritten Aufzuges. Die beiden Bildnisse zwischen den drei Fenstern des Hintergrundes sind durch andere Gemälde ersetzt, von denen das linke eine Gruppe darstellt, bestehend aus einer in einem vergoldeten Lehnstuhl sitzenden starken Dame in prächtiger Kleidung vom Schnitte der Sechziger Jahre, mit großen Brillanten in den Ohren, im Haar, an Hals, Brust, Armen und Fingern, und einem aufrechten, an die Rücklehne gestützten Herrn in Frack mit drei Orden im Knopfloch, breit an Gestalt, rundbäuchig, mit Doppelkinn, kahl und mit gepflegtem Kaiserbart; eine typische Bänker-Erscheinung; das rechte Bild ist die große Tuschzeichnung eines Grabdenkmals, das in der obern Hälfte eine hebräische, in der untern eine deutsche Inschrift zeigt. Deutlich zu lesen sind die Namen „Jonas Mayer Moses" und „Rachel Moses, geborene Levinger".

1. Auftritt.

Moser, Christine, Amschel Kohn, Fr. Kohn.

Fr. Kohn, schwarz, altmodisch-provinzial gekleidet, mit einem Scheitel auf dem Kopfe; Amschel Kohn in schwarzem, langem, schlotterndem Rocke, mit langem ergrauendem Vollbart und einem kleinen schwarzen Scheitelkäppchen aus fettiger Seide. Fr. Kohn sieht verweint aus. Sie sitzt steif am Rande in einer Sophaecke links, neben ihr an sie geschmiegt Christine, die mit beiden Händen die reglos schlaffe Rechte der Frau hält. Kohn kauert zusammengesunken auf dem Rundsitz und starrt zu Boden. Moser steht bei ihm.

Kohn (mit jüdischer Aussprache, doch ohne Uebertreibung).

Es wäre doch besser gewesen, man hätte ihn zu uns können bringen.

Moser.

Das war ganz unmöglich, Herr Kohn, ganz unmöglich. Bedenken Sie — eine Stunde Eisenbahn —

Kohn.

Aber in einem Krankenwagen?

Moser.

Der hätte nur ganz sachte fahren dürfen, vielleicht Schritt. Das hätte einen Tag in Anspruch genommen.

Fr. Kohn.

Ist er schwer verwundet, Herr Geheimrath? Sagen Sie mir — ich leb' nicht —

Moser.

Der Doktor ist in den besten Händen, Frau Kohn. Professor Zittel ist unser erster Operateur. Was Menschenkunst vermag, das geschieht.

Kohn (unwillkürlich die Hände faltend).

Ich hoffe auf den Allmächtigen.

Fr. Kohn.

Herr Geheimrath, ich muß zu ihm hineingehen. Ich will doch mein Kind sehn.

Chriſtine.

Wäre ich denn nicht bei ihm, wenn es möglich wäre?

Moſer.

Wo denken Sie hin, Frau Kohn! Bei einer Operation iſt kein Platz für die Nächſten. Wir müſſen uns Alle gedulden. (Kleine Pauſe.)

Kohn.

Er kann aber doch nicht hier bleiben, bei Ihnen. Man hätte ihn wenigſtens ſollen auf die Klinik bringen, wenn nicht zu uns.

Chriſtine.

Ach, Herr Kohn, gönnen Sie uns wenigſtens das. Wir pflegen ihn, wie Sie es auch nicht beſſer können.

Kohn.

Ich weiß, Fräulein, ich weiß. Ich meine ja nicht die Pflege.

Moſer.

Was fehlt ihm hier?

Kohn.

Fehlen thut ihm hier nichts. Aber ich meine — wegen der Anderen im Haus.

Moſer (ſich abwendend, dumpf).

Es gibt keine Anderen im Hauſe.

Christine.

Hassen Sie mich nicht, Frau Kohn. Man war gegen mich ebenso grausam wie gegen Leo. (Fr. Kohn macht ihre Hand los, um sich die Augen zu wischen.)

Moser.

Sie werden uns nichts nachtragen wollen, Herr Kohn. (Nimmt seine Hand.)

Kohn (ihm zögernd die seine reichend).

Wie sollen wir Ihnen etwas nachtragen! Was Gott thut, ist gut gethan. Es stoßt sich keiner am Ellenbogen, ohne daß es vorher im Himmel ausgerufen wird.

2. Auftritt.

Vorige. Zittel.

Zittel (tritt vorn links ein).

Christine (springt auf und eilt auf Zittel zu, auf den auch Moser rasch zugeht).

Wie steht es, Herr Professor?

Zittel

(blickt fragend auf Kohn und dessen Frau).

Moser.

Die Eltern unseres Verwundeten. Herr Professor Zittel.

Zittel (innehaltend).

Ah!

Kohn (sich erhebend).

Können wir hoffen, Herr Professor?

Fr. Kohn.

Darf ich jetzt zu ihm hineingehen?

Zittel.

Natürlich können Sie hoffen. Wir müssen immer hoffen, so lange Leben da ist. Wenn Sie hineingehen wollen, ich habe nichts dagegen. Er schläft jetzt. Er schläft sein Chloroform aus. Sie müssen sich ganz ruhig verhalten. Aber sehen können Sie ihn. (Christine nimmt den Arm von Fr. Kohn und geht mit ihr vorn links ab. Kohn folgt.)

3. Auftritt.

Moser, Zittel.

Moser.

Nun, Professor? Die Wahrheit!

Zittel.

Ich gebe ihn auf.

Moser (mit einem Ausruf).

Um Gotteswillen! (Kleine Pause.) Und die Operation kann ihn nicht retten?

Zittel.

Eine Schlagader des Gekröses ist verletzt — ungeheure Blutung — leider auch Austritt von Darminhalt

in die Bauchhöhle. Der Bauchfellentzündung haben wir vielleicht vorgebeugt. Vielleicht! Aber der Blutverlust und der Nervenshock — wie gesagt — ich fürchte — lieber Herr Geheimrath, Sie thun gut, die bedauernswerthen Eltern schonend vorzubereiten.

Moser.

Haben Sie gar keine Hoffnung, Professor?

Zittel (achselzuckend).

Wenn er die Nacht überlebt, so ist sein Aufkommen nicht ausgeschlossen. Die nächsten Stunden sind entscheidend. Armer Kohn! Ein junger Mann, der eine so schöne Zukunft vor sich hatte — na, wir können ja nichts dran ändern. Auf Wiedersehen, mein lieber Geheimrath!

Moser (ängstlich).

Sie gehn, Professor?

Zittel.

Der Kranke bedarf meiner jetzt nicht. Ich lasse Ihnen ja meinen Assistenten und einen Praktikanten da. Aether und künstliches Serum einspritzen, wenn es nöthig ist, können die Herren ebenso gut wie ich. Und mehr kann ich auch nicht. Also auf Wiedersehn!

(Ab rechts. Moser zieht die Schelle am Kamin und begleitet Zittel zur Thür, wo er eine kleine Weile stehen bleibt. Als er sich wendet, um in den Salon zurückzutreten, erscheint der Diener an der Thür.)

4. Auftritt.

Diener.

Verzeihung, Herr Geheimrath.

Moſer (mit einer müden Bewegung).

Nun?

Diener.

Der junge Herr iſt hier geweſen, Herr Ernſt.

Moſer.

So! (Kleine Pauſe.) Was hat er gewollt?

Diener.

Die übliche Anleihe, Herr Geheimrath. Wie gewöhnlich. Obſchon es erſt der dritte Tag iſt. (Moſer geht langſam mit düſterer Miene auf und ab.) Ich — ich habe vorher fragen wollen, ob ich ermächtigt bin, wie gewöhnlich —

Moſer (ſtehen bleibend).

Sie können geben oder abſchlagen, wie Sie wollen. Mich geht die Sache nichts mehr an.

Diener.

Das dachte ich mir ja, Herr Geheimrath. Ich habe natürlich abgeſchlagen. (Kleine Pauſe.) Der junge Herr hat auch ſeine Sachen verlangt.

Moſer.

Seine Sachen?

Diener.

Ja. Seine Wäsche und Kleider. Sogar seine Bücher. Er sagt, er muß das Haus verlassen.

Moser.

Ist er noch da?

Diener.

Nein. Er ist wieder weggelaufen. Wir haben überhaupt nur an der Gartenthür mit einander gesprochen. Er hat gar nicht hereinkommen wollen.

Moser.

Wissen Sie, wo er ist?

Diener.

Beim Corps kann ich ihn immer erfragen, denke ich.

Moser.

Lassen Sie ihm einstweilen das Nöthigste von seinen Sachen zukommen und sagen Sie ihm, daß er sich nicht darauf einzurichten braucht, das Haus zu verlassen.

Diener.

Gott sei Dank.

Moser.

Ich verlasse es.

Diener.

Herr Geheimrath!

Moſer.

Jawohl, Wilhelm. Wann, das hängt davon ab, wie es dem Dr. Kohn geht. (Kleine Pauſe). Iſt die Frau Geheimrath nach Hauſe gekommen?

Diener.

Nein, Herr Geheimrath. Frau Geheimrath haben ſagen laſſen, man ſollte ſie nicht zum Abendbrod erwarten.

Moſer.

Sagen laſſen? Durch wen?

Diener.

Durch den Diener des Herrn Superintendenten.

Moſer.

So? Und das erfahre ich erſt jetzt, ſo nebenher?

Diener.

Es ſind noch keine fünf Minuten, daß der Diener hier war. (Zögernd). Frau Geheimrath laſſen auch ſagen, daß ſie bei Herrn Superintendenten bleiben, ſo lange wie wir — wie wir Gäſte haben.

Moſer.

So! Das läßt ſie durch einen Diener ſagen! Nun, wir wollen das Beiſpiel nicht nachahmen. Ich will ihr einige Worte ſchreiben und Sie werden den Brief beſtellen.

Diener.

Zu Befehl, Herr Geheimrath.

Moſer.

Die Gäſte, die wir haben, brauchen meine Frau nicht aus ihrem Heim zu verſcheuchen. Niemand ſoll ſie ſtören und ſie muß Niemand ſehen, den ſie nicht ſehen will. Auch mich und Fräulein Chriſtine nicht. Ja, Wilhelm, Sie hätten ſich nicht vorgeſtellt, daß es ſo weit mit uns kommen würde, als Sie im vergangenen Jahre bei unſerer Silberhochzeit auf unſer Wohl tranken, nicht wahr?

Diener.

Allerdings, Herr Geheimrath. Aber — wenn ich mir erlauben darf — ich meine — das geht vorüber.

Moſer.

Nein, Wilhelm. Das geht nicht vorüber. Der eigentliche Gaſt in dieſem Hauſe bin ich. Ich gehöre nicht hierher. Ich bin mit mir im Reinen.

Diener.

Das kann ich nicht ausdenken, Herr Geheimrath.

Moſer.

Was Sie betrifft, ſo machen Sie ſich keinen Kummer. Sie können ſich als zum Hauſe gehörig betrachten. Man muß Ihnen Ihre Stelle laſſen. Dafür ſorge ich.

Diener.

Das werden Herr Geheimrath mir nicht anthun wollen. Herr Geheimrath nehmen mich mit, wohin

Sie auch gehn. Ich betrachte mich nicht als zum Haus gehörig, sondern zum Herrn Geheimrath. Ich habe unter Herrn Geheimraths Befehl im Feuer gestanden und Herrn Geheimrath sechsundzwanzig Jahre lang nach Kräften gedient — ich will das weiter thun, selbst wenn Herr Dr. Kohn als Schwiegersohn ins Haus kommt.

Moser (mit bitterer Selbstverspottung).

Was! Sie sind sogar bereit, mir Herrn Dr. Kohn zu verzeihen! Sie sind wahrhaftig nachsichtiger gegen mich als die Meinigen. Nun, es wird sich ja Alles finden. (Es klopft an der Thür rechts. Der Diener öffnet. Ein anderer Diener reicht von draußen eine Karte herein, die Wilhelm seinem Herrn zuträgt. Moser, nach einem Blick auf sie.) Versteht sich! Ich lasse bitten! (Wilhelm öffnet die Thür, läßt Kielholt eintreten und geht ab.)

5. Auftritt.

Moser, Kielholt.

Kielholt

(dem ihm entgegengehenden Moser beide Hände reichend und schüttelnd).

Mein guter Geheimrath, was müssen wir für Sachen erleben! Schrecklich, schrecklich! (Sich neben Moser auf den Rundsitz niederlassend.) Wie geht es dem armen Kohn?

Moser.

Schlecht. Sehr schlecht.

Kielholt (schüttelt schmerzlich den Kopf).

Zittel behandelt ihn, wie ich höre?

Moser.

Natürlich.

Kielholt.

Was sagt er?

Moser.

Er gibt ihn auf.

Kielholt.

Schrecklich, schrecklich. (Kleine Pause.) Daß diese unglückselige Geschichte nicht zu verhindern war!

Moser (lebhaft).

Was menschliche Voraussicht ersinnen konnte, ist wahrhaftig geschehen. Mich spricht mein Gewissen von jeder Schuld frei.

Kielholt.

Aber, mein guter Geheimrath, wer denkt denn daran, Ihnen einen Vorwurf zu machen?

Moser.

Ach, es liegt ja nahe. Aber was konnte ich thun? Ich bat und beschwor Kohn, vernünftig zu sein. Ich hätte ebenso gut zu einer Mauer reden können.

Kielholt.

Ja. Diese Leute sind von einer Halsstarrigkeit —

Moſer.

Er war ja freilich der Beleidigte —

Kielholt.

So? Er war der Beleidigte? Das heißt — ich möchte um Gotteswillen nicht indiskret ſein.

Moſer (düſter).

Was iſt da viel diskret oder indiskret zu ſein! Dinge, wie ſie in dieſem Hauſe ſeit geſtern vorgehen, ſind ja in unſerer Stadt doch nicht geheim zu halten. Mein ungerathener Sohn hat Kohn ſchwer beleidigt — in meiner Gegenwart — in trotziger Auflehnung gegen mich — aus einem Grunde —

Kielholt.

Den ich errathe — Fräulein Chriſtine —

Moſer.

Ganz richtig. Und ſo konnte Kohn mit einem Anſchein von Recht ſagen: Beſtimmen Sie Ihren Sohn zur Abbitte.

Kielholt.

Abbitte — ein Offizier — eine heikle Sache.

Moſer.

Ich habe es in der That nicht erreicht. Man erlebt Vaterfreuden, mein verehrter Profeſſor! Meine Tochter iſt ſelbſt zu ihrem Bruder gegangen, ſie hat einen förmlichen Fußfall vor ihm gethan, er hat ihr

die Thür gewiesen! Er hat wahrhaftig das Herz gehabt, meiner Christine, meiner schluchzenden, verzweifelten Christine die Thür zu weisen, hören Sie, Professor? Und meine Frau selbst, meine Frau hat jede Einmischung verweigert, wenn Kohn nicht vorher in aller Form auf die Hand meiner Christine verzichtet! Ich hatte kaum den Muth, Kohn diese Bedingung zu übermitteln. Er ließ mich natürlich nicht ausreden; tausendmal lieber sterben, als Christine aufgeben — und er beschwöre mich, meine Tochter von demüthigenden Schritten abzuhalten —

Kielholt.

Nun ja. Damen vorzuschieben — das konnte allerdings Deutungen veranlassen —

Moser.

Kurz, es war bei ihm nichts auszurichten. Darauf eilte ich zum Polizeipräsidenten, der ja mein Freund ist; der war auch gleich bereit, bis zur äußersten Grenze seiner Befugnisse zu gehen. Er sagte mir aber dabei ein sehr grausames Wort. Ich würde meinen Sohn unliebsamen Deutungen aussetzen, wenn ich, sein Vater, die Polizei anrufe, um meinen Sohn, einen Offizier, vor der Pistole eines Beleidigten zu schützen. Sie sehen meine Lage!

Kielholt.

Dieses Bedenken hätte der wackere Polizeipräsident sich schenken können. Die Tapferkeit Ihres Sohnes ist zu bekannt, als daß es Jemand einfallen könnte,

er hätte Sie vorgeſchoben, um ſich um einen Ehrenhandel herum zu drücken.

Moſer.

Ich habe mich auch bei dem Bedenken nicht aufgehalten. Der Polizeipräſident ſtellte Kohn unter Bewachung, aber es iſt ja kein Kunſtſtück, ſich ihr zu entziehen. Die Schlafmützen von der Polizei verloren ihn aus den Augen. Als ſie ſeine Spur wiederfanden, war das Unglück geſchehen und Kohn lag bewußtlos im Forſthaus an der Vogelwieſe. Wir wurden vom Polizeipräſidenten verſtändigt und konnten den todwunden Mann hierher ſchaffen. (Pauſe.) Sagen Sie nun ſelbſt: trifft mich eine Schuld?

Kielholt.

Davon kann keine Rede ſein. Sie haben das Menſchenmögliche gethan. Es iſt ein Verhängniß. War Kohn bei Bewußtſein?

Moſer.

Einen Augenblick kam er zu ſich, als er die Stimme meiner Tochter hörte. Er konnte ſie auch flüſternd um Verzeihung bitten. Dann war es wieder vorbei. Wenigſtens bis jetzt.

Kielholt.

Ja, ja. Eine ſchreckliche Geſchichte. Kennen Sie die Einzelheiten der Begegnung?

Moser.

Aufrichtig gesagt, danach hat mir bis jetzt der Kopf nicht gestanden. Es waren zu fürchterliche vier Stunden, die wir seit der ersten Nachricht verlebt haben.

Kielholt.

Das begreife ich. Nun, ich habe eben den Bericht von Kohns Zeugen empfangen. Es thut mir leid, dies sagen zu müssen: unser armer Kohn hat sich nicht ganz korrekt benommen.

Moser.

So?

Kielholt.

Er hat in die Luft geschossen.

Moser (gepreßt).

Ich als Vater darf ihm das nicht vorwerfen. Und in seiner Lage konnte er auch wirklich kaum anders.

Kielholt.

Verzeihen Sie, mein lieber Geheimrath, in der Sache sind wir ja einig, aber die Form war nicht richtig. Er konnte an Ihrem Sohne vorbeischießen. Das stand ihm frei und ist nicht schwer. Aber er mußte thun, als ob er ziele. Auffällig in die Luft schießen durfte er nicht. Das war etwas — na, er hat eben nicht das Glück gehabt, in ritterlichen Gesinnungen aufzuwachsen. Er hat sie sich erst selbst anerziehen müssen. Das ist nicht des Armen Schuld.

Moser.

Ich muß bekennen, ich sehe die Inkorrektheit noch immer nicht.

Kielholt (verwundert).

Sie sehen sie nicht? Die Gegner hatten das Recht, fünf Schritt vorzugehn. Ihr Sohn that dies sofort mit seinem gewohnten Schneid. Einem Gegner, der schießt, auf den Leib zu rücken, ist tapfer. Sucht man aber einem Gegner, der nicht schießt, mit der Pistole möglichst nahe zu kommen, so erhält die Sache leicht einen andern Namen. In diese heikle Lage durfte ein Gentleman einen todesmuthigen Offizier nicht bringen. Aber es ist vielleicht lieblos, daß ich kaltblütig ein Urtheil fälle, während die Wunde des Unglücklichen wahrscheinlich noch blutet. Wenn wir wenigstens den Trost hätten, daß dieses Unglück als ernste Mahnung wirken werde! Man müßte eigentlich unsere Herren Antisemiten, so viel ihrer sind, an das Schmerzenslager des unglücklichen Kohn führen, damit sie ihr Werk betrachten.

Moser.

Sie überschätzen, glaube ich, die sittliche Empfindlichkeit dieser Gesellschaft, wenn Sie voraussetzen, daß der Anblick auf sie Eindruck machen würde.

Kielholt.

Sie mögen Recht haben. Ja, wir leben in einer angenehmen Zeit. Der Nachwuchs verhöhnt unsere

Bestrebungen und lacht unsere Ideale aus. Wir sind die Vertreter einer Weltanschauung, die sich für besiegt erklären muß. Die Barbaren rasen über unsere Köpfe hinweg und wir bleiben zerstampft liegen. Ach, mein guter Geheimrath, ich weiß nicht, wie man des Lebens noch froh werden könnte, wenn man sich nicht aus der abscheulichen Wirklichkeit in die Kunst flüchten könnte.

Moser (murmelnd).

Ja, es ist trostlos.

Kielholt.

Es ist der Bankbruch von Allem. Was hat unsere Generation für Hoffnungen auf die Mischehe gesetzt! Die sollte bestimmt die Versöhnung der Rassen herbeiführen. Und was sehen wir? Sie versagt auch. Ich komme zur niederschlagenden Anschauung, daß die Mischehe die Versöhnung nicht herbeiführt, sondern daß sie nur die voraufgegangene Versöhnung besiegeln kann. So lange die Feindschaft besteht, ist sie ein Zusammensperren von zwei Feinden in ein Gelaß, und das ist erfahrungsgemäß kein Mittel, um eine Friedensidylle vorzubereiten.

6. Auftritt.

Vorige. Kohn.

Kohn

(erscheint an der Thür vorn links und bleibt schüchtern stehen, als er Kielholt erblickt).

Moser.

Bitte, treten Sie doch näher. Herr Kohn, der Vater. Herr Professor Kielholt, Rektor unserer Universität.

Kielholt

(lebhaft auf Kohn zugehend und ihm die Hand reichend).

Es ist mir eine schmerzliche Genugthuung, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Kohn.

Kohn

(langsam nach der Mitte kommend, verwirrt).

Bitte, bitte, es ist mir eine große Ehre.

Kielholt.

Sie haben einen wackern Sohn.

Kohn

(mit bebender Stimme).

Habe ich ihn noch?

Moser (angstvoll).

Wie geht es drinnen?

Kohn

(sehr gedrückt).

Das weiß der Allmächtige. Mir scheint, gar nicht gut.

Kielholt.

Ist Ihr Sohn bei Bewußtsein?

Kohn.

Er hat die Augen aufgemacht, aber ich weiß nicht, ob er uns gesehen hat. Gesagt hat er kein Wort.

Jetzt stechen ihn die Herren, um ihm Wasser einzuspritzen. Ich kann das nicht mit ansehn. Frauen haben ein stärkeres Herz als wir.

Kielholt.

Wir wollen dennoch hoffen. Aber wie es auch kommen mag, Herr Kohn, die ritterliche Haltung Ihres Sohnes muß Ihnen immer ein Trost sein.

Kohn.

Entschuldigen, Herr Rektor, das ist mir gar kein Trost. Was hat mein Sohn ritterlich zu sein? Er ist kein Ritter. Wir haben von unseren Voreltern gelernt, die Faustgewalt zu verabscheuen. Todtschießen und Todtschlagen sollen die Anderen. Unsere Waffe ist der Geist.

Kielholt.

Ich stehe auf Ihrem Standpunkt, Herr Kohn. Aber es gibt leider Lagen, in denen man nicht vermeiden kann, zu der Waffe zu greifen.

Kohn.

Entschuldigen, Herr Rektor, das sehe ich nicht ein. Ein Jude muß wissen, daß er im — in der Zerstreuung lebt. Er muß fromm sein, das Gesetz halten und das Andere dem Obersten überlassen. Legt ihm der Allmächtige Leiden auf, muß er sie tragen. Der Zahltag kommt zuletzt doch und dann wird Alles glatt gemacht. Aber was soll das heißen, eigenmächtig herumzuschießen wie ein Heide? Das sind diese neuen Sachen, auf die sich die Aufgeklärten so viel einbilden. Schöne Aufklärung.

Sie sehen doch, wie weit man damit kommt. Mit der Orgel in der Betschul fängt es an und mit Todtschießen hört es auf.

(Setzt sich auf den Rundsitz und starrt auf den Boden.)

Kielholt

(wirft Moser einen ausdrucksvollen Blick zu. Moser zuckt vielsagend die Achseln).

Glauben Sie, daß ich einen Blick auf den Doktor Kohn werfen kann, mein guter Geheimrath?

Moser.

Meine Tochter und seine Mutter sind ja auch bei ihm. Professor Zittel hat nur empfohlen, nicht zu ihm zu sprechen.

Kielholt.

Das versteht sich, ich will ihn nur sehen.

Moser

(schellt am Kamin. Zum Diener, der rechts eintritt).

Führen Sie den Herrn Rektor in Herrn Dr. Kohns Zimmer, Wilhelm.

Diener

(geht nach der Thür links, die er öffnet, läßt Kielholt hinausgehen und folgt ihm).

7. Auftritt.

Moser, Kohn.

Moser (zu Kohn tretend).

Lieber Herr Kohn, nach all diesen Aufregungen müssen Sie sich nach etwas Ruhe sehnen. Ich habe

für Sie Beide ein Zimmer herrichten lassen. Wenn Sie erlauben, will ich Sie dahin führen. Wir Alle werden unsere Kräfte wohl noch sehr nöthig haben.

Kohn.

Ich danke, Herr Geheimrath. Ich bin nicht müde. Unsereins ist gewohnt, viel durchzumachen.

Moser.

Aber Ihre Frau Gemahlin —

Kohn.

Sie wird sich von unserm Kind nicht trennen wollen. Wenn sie von seinem Bett wegzubringen ist, werde ich sie später mitnehmen.

Moser.

Mitnehmen?

Kohn (zögernd).

Ja. Ich steige immer bei einem Bekannten ab, wenn ich in der Stadt bin.

Moser.

Wie! Sie wollen nicht bei uns bleiben?

Kohn.

Ich will nicht lästig fallen.

Moser.

Aber ich bitte Sie doch ausdrücklich darum.

Kohn (fest).

Es kann nicht sein.

Moser.

Sind Sie zu stolz, um unsere Gastfreundschaft anzunehmen, die wir Ihnen so gern anbieten?

Kohn.

Stolz! Ich weiß die Ehre zu schätzen. Aber ein Jude darf in keinem Zimmer schlafen, wo keine Mesusa angebracht ist. Es wäre zu lang, Ihnen zu erklären, was das ist. Es ist ein geheiligter Gegenstand, der an die Thürpfoste genagelt wird.

Moser.

Bekommt man das zu kaufen?

Kohn.

Gewiß.

Moser.

Nun, dann lassen wir Ihnen das Ding annageln.

Kohn (lebhaft).

Nein nein. Wirklich. Das sind viel zu viel Umstände.

Moser.

Aber wenigstens eine Erfrischung werden Sie einstweilen nehmen.

Kohn (rasch).

Ich danke — ich bitte — wirklich nicht.

Moser.

Ich will Ihnen nur Eier, Obst, Wein und dergleichen vorsetzen lassen.

Kohn.

Nein. Wir werden später ins jüdische Gasthaus gehen.

Moser.

Aber Obst und Eier sind Ihnen doch nirgends verboten?

Kohn.

Nein. Aber das Geschirr. Das Eßzeug.

Moser
(kopfschüttelnd).

Ich kann also gar nichts für Sie thun? (Kohn macht mit beiden Armen eine bedauernde Bewegung.) Sie wollen durchaus wie ein Fremder hier sitzen, fast wie ein Feind?

Kohn.

Ein Feind bin ich nicht, Herr Geheimrath. Ein Fremder bin ich. Es steht geschrieben: denn ich bin ein Fremder im fremden Land.

Moser.

Der Vater des Bräutigams meiner Tochter, der Vater meines Schwiegersohnes kann mir doch kein Fremder bleiben.

Kohn.

Ich danke Ihnen für den Trost. Söhne Adams sind wir ja Alle.

Moſer.

Und wir ſind doch wohl noch etwas näher verwandt als von Adam her. (Kohn ſchweigt.) Meinen Sie nicht?

Kohn.

Ich bin Jude, Herr Geheimrath.

Moſer
(ſich das Wort abringend).

Ich — war es.

Kohn
(verlegen, ſtotternd).

Sie — Sie — ſind ein Anderer geworden. Jeder ſoll ſich zu den Seinigen halten.

8. Auftritt.

Vorige. Kielholt.

Kielholt
(von links eintretend, tief bewegt, Kohns Hand erfaſſend).

Gott gebe Ihnen die Kraft, den Schlag zu ertragen, Herr Kohn.

Kohn
(aufſpringend).

Weh geſchrieen — iſt er Gott behüte —

Kielholt (nickend).

Ja. Es iſt vorbei. (Moſer, der bei Kielholts erſtem Worte heftig zuſammengefahren iſt, geht raſch links ab.)

9. Auftritt.

Kielholt, Kohn.

Kohn

(steht einen Augenblick wie betäubt, dann sagt er laut und langsam, mit thränenerstickter Stimme).

Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gesegnet in alle Ewigkeit!

(Bricht auf den Rundsitz nieder und verbirgt, von lautlosem Schluchzen geschüttelt, das Gesicht in die Hände).

Kielholt

(nach kurzer Pause, mitleidig).

Fassen Sie sich, Herr Kohn. Sie müssen Ihre arme Frau aufrichten.

Kohn

(das verstörte Gesicht zu ihm erhebend, verwirrt).

Wie beliebt? Meine Frau? Ja, Herr Rektor. Jawohl. Es ist nur so — so bitter —. Ich vertraue zu Gott. Sein Blut wird über den Mörder kommen.

Kielholt.

Mörder dürfen Sie nicht sagen, Herr Kohn. Es war ein ehrlicher Kampf.

Kohn

(blickt ihn starr an. Seine Bewegung vergebens niederkämpfend).

Jawohl. Sie haben gewiß Recht, Herr Rektor. Weh mir, weh mir.

(Er versinkt einen Augenblick in seinen Schmerz, dann rafft er sich auf und verläßt den Salon.)

10. Auftritt.

Kielholt, Moser, Christine.

Christine

(von Moser geführt, sich sträubend).

Lasse mich, Papa, lasse mich. Ich will bei ihm bleiben.

Moser.

Christinchen, mein theures Christinchen, höre doch auf mich. Du kannst für ihn nichts mehr thun. Sieh, Herr Professor Kielholt ist hier.

Kielholt

(tritt auf sie zu und ergreift ihre Hand).

Mein armes gnädiges Fräulein!

Christine.

Er ist um meinetwillen gestorben. Ich trag es nicht.

Moser.

Christinchen!

Kielholt.

Ich begreife Ihren Schmerz, aber Sie dürfen sich nicht anklagen.

11. Auftritt.

Vorige. Kohn, Fr. Kohn.

Fr. Kohn

(von Kohn geführt, schwankt von links herein).

Kohn

(sie an sich drückend und liebkosend).

Faß dich, Hannchen, faß dich, Gott wird weiterhelfen.

Kielholt.

Ich bitte Sie als Christ, verzeihen Sie uns und tragen Sie nicht uns Allen nach, was Einige versündigen. Der Tod Ihres armen Sohnes wird Vielen die Augen öffnen und Gutes stiften. Der Antisemitismus wird auch vorübergehen und wir erleben wieder bessere Zeiten.

Fr. Kohn (schluchzend).

Aber meinen Sohn bekomme ich nicht wieder.

(Kielholt drückt Moser die Hand, winkt, als er Miene macht, ihn zu begleiten, dringend ab und geht rasch rechts ab.)

12. Auftritt.

Moser, Christine, Kohn, Fr. Kohn.

Moser.

Liebe Frau Kohn, Sie haben einen Sohn verloren, ich habe zwei Söhne verloren.

(Fr. Kohn blickt ihn wie verirrt an.)

Christine

(schlingt beide Arme um ihren Hals und zieht sie zu sich auf das Sopha, stöhnend).

Mutter!

Kohn (zu Moser).

Das ist nicht das nämliche. Wir haben unsern Kadisch verloren. Das ist der, der für uns betet, wenn wir im Grab liegen.

Christine (schluchzend).

Mutter! Was habe ich denn noch auf der Welt zu thun, als für uns Alle zu beten bis zu meinem letzten Athemzug.

Fr. Kohn
(sich unwillkürlich ein wenig von ihr wegrückend, thränenerstickt).

Das kann nur der eigene Sohn.

Kohn
(sich zusammenraffend, zu Fr. Kohn).

Ich gehe jetzt zu der Gemeinde, um unsern Todten wegholen zu lassen. Willst du mitkommen oder inzwischen hier bleiben?

Christine (aufschreiend).

Nehmen Sie mir ihn nicht weg! Lassen Sie ihn mir!

Kohn.

Er kann nicht von hier aus beerdigt werden.

Moser.

Aber Herr Kohn —

Kohn (fest).

Verzeihen Sie, Herr Geheimrath, es kann nicht sein.

Fr. Kohn
(mühsam aufstehend).

Ich gehe mit, Amschel.

Christine (flehend).

Bleiben Sie, Mutter, lassen Sie mich nicht allein.

Fr. Kohn.

Liebes Fräulein —

Christine.

Habe ich ihn nicht genug geliebt? Bin ich nicht Ihre Tochter?

Fr. Kohn.

Liebes Fräulein — liebe Christine — Sie sehen, Gott hat es nicht gewollt. Sie haben Ihre Mutter —

Christine.

Sie stößt mich von sich.

Fr. Kohn.

Sie werden den Weg zu Ihrer Mutter wiederfinden. Den findet man immer wieder. Und besonders jetzt, wo nichts mehr zwischen Ihnen steht. Mein armer Sohn (thränenerstickt) hat einen großen Fehler begangen. Er hat ihn büßen müssen. Er hat hier nichts zu suchen gehabt. So wäre uns Allen Herzwehtag erspart geblieben.

Christine.

Er gehört zu mir und ich gehöre zu ihm. Es ist Alles zu Ende. (Schluchzt.)

Fr. Kohn.

Sie sind jung, liebes Fräulein — liebe Christine. In Ihrem Alter kommt man über Alles weg. Ich danke

Ihnen, daß Sie meinen Leo lieb gehabt haben. Leben Sie wohl. Gott segne Sie und helfe Ihnen, uns Alle zu vergessen.

Christine.

Nie! Nie! (Sie wirft sich Fr. Kohn an die Brust. Die Beiden halten einander schweigend umarmt.)

Kohn (an der Thür rechts, düster).

Hannchen, komm.

Fr. Kohn (sich losreißend).

Ich komm, Amschel. (An der Thür bleibt sie stehen, küßt Christine noch einmal, bedeutet ihr zu bleiben und geht rasch mit Kohn ab.)

13. Auftritt.

Moser, Christine.

Moser

(zu Christine, die vernichtet dasteht und dann auf den Rundsitz niederbricht; stockend; mit Pausen).

Christinchen, mein Christinchen, denke an dich, denke an deinen Vater, der nur noch dich in der weiten Welt hat. Einst habe ich mich von allen Meinigen losgesagt. Jetzt sagen alle Meinigen sich von mir los. Frau und Kinder haben mich als Fremden geduldet. Dieser Kohn stößt mich als Fremden zurück. Zu wem gehöre ich? (Christine schluchzt.) Bin ich auch für dich nicht mehr da, mein Christinchen?

Christine (unter Thränen).

Ach, Papa!

Moser (ihren Scheitel küssend).

Ja, mein Herzblättchen, zu dir gehöre ich; und das ist Alles. Ich habe dem Fluch des Judenthums entfliehen wollen. Er hat mich aber wieder eingeholt. Ich bin unter den Menschen, was die Juden unter den Völkern sind. Deine Mutter wird ja jetzt wieder heimkommen. Aber wir haben erkannt, daß wir einander immer Fremde gewesen sind. Dieser Riß ist nie und nimmer zu heilen.

Christine (erhebt sich).

Moser.

Wo willst du hin?

Christine.

Zu ihm.

Moser.

Nein, Herzblättchen. Er bedarf deiner nicht mehr. Ich bedarf deiner. Ich habe nur dich. Bleib bei mir. Wenn ich mit dir gehen könnte — aber es ist mir zu grauenhaft, ihn zu sehen. Denn ich bin doch an seinem Tode schuld.

Christine

Du nicht, Papa, ich, ich! O Gott! O gütiger Gott!

Moser (tief traurig).

Ich allein. Zum Judenhasser durfte ich Karl nicht erziehen. Daß ich mich vom Judenthum abwandte, war

richtig. Ich möchte daran zweifeln, wenn ich mit deinem Oheim rede; sehe ich aber den alten Kohn vor mir, so bin ich wieder sicher. Das ist eine andere Menschheit, mit der ich nichts mehr gemein habe. Aber mein Fleisch und Blut ist es doch, wenn auch nicht mehr meine Seele, und das hätte ich meinen Kindern beibringen müssen.

Christine.

Ach, Papa, warum thun die Menschen einander so weh?

Der Vorhang fällt.

Druck von F. E. Haag, Melle i. Hann.

Verlag von **Ernst Hofmann & Co.** in **Berlin SW. 46,** Hedemannstr. 2

Die Goldschilds

Roman aus der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts

von

Friedrich Fürst Wrede

300 Seiten — Geh. M. 3,50 (= Kr. 4,20); gebd. M. 4,50 (= Kr. 5,40)

Einige der zahlreichen kritischen Stimmen:

Nichts Geringeres versucht Fürst Wrede zu bieten, als die äußere und innere Geschichte des deutschen Judentums seit seiner Emanzipation. Die Objektivität des Verfassers hat beinahe etwas Unheimliches . . . . **Velhagen & Klasings Monatshefte.**

Das Buch wird vielleicht auch von einer späteren Zeit noch gelesen und genossen werden.

Wissenschaftliche Beilage der **„Allgem. Zeitung"** (München).

Zu bewundern ist die Kraft und Schärfe der Auffassung, die richtige Erkenntnis der jedesmaligen Sachlage, die unverkennbare Gabe der Charakteristik. Prof. **R. M. Werner** in der **„Zeit".**

Man darf an den vielgerühmten Roman „Eysen" von G. v. Ompteda erinnern. **Adolf Bartels** im **„Kunstwart".**

Ein fesselndes, von Künstlerhand entworfenes Bild. Einzelne Reliefs erinnern an die feine Hand Gust. Freytags.

„Neues Wiener Tagblatt".

Der hohe Genuß, den dieses, in seiner Art wohl einzig dastehende Kulturbild dem Leser bietet . . . **„New Yorker Staatszeitung".**

Durchlaucht Iff

und andere Novellen

210 Seiten. Geh. M. 3,— (= Kr. 3,60); gebd. M. 4,20 (= Kr. 5,05)

Man muß diese schlichten Novellen, in denen Lebenswahrheiten mit tiefen philosophischen Anschauungen wechseln, immer wieder lesen.

„Neue Freie Presse".

Das Recht, zu lieben

Schauspiel in vier Aufzügen von

Max Nordau

Geh. M. 1,50 (=Kr. 1,80); fein geb. M. 2,50 (=Kr. 3,—)

„Das Recht, zu lieben" ist ein Stück, das, von französischem Esprit funkelnd, trotzdem deutsche Sittlichkeit atmet und dessen Gedankenfülle und sprühende Wechsellichter der Leser noch nachhaltiger als der Zuschauer zu genießen vermag.

Vor unseren Augen wird ein Ehegemälde entrollt, in welchem Disharmonien schmerzhaft zu Tage treten. Eine unverstandene Frau, ihr Ehemann und ihr Anbeter, ersterer das Prototyp nüchterner Rechtschaffenheit, letzterer jenes verführerischer Charakterlosigkeit; dann die so vielfach verleumdete, unzählige Male lächerlich gemachte Schwiegermutter: ein Ideal edler Weiblichkeit. Der irregeleiteten jungen Frau und ihrer hochgesinnten Mutter steht eine berühmte Malerin gegenüber, deren Auffassung bürgerlicher Moralbegriffe nicht weniger „genial" ist, als ihre Kunstschöpfungen, und die „Das Recht, zu lieben" ihrer frivolen Natur gemäß ausübt, während es der Heldin des Stückes, die wir, wenn auch verurteilen, so doch eher bedauern müssen, damit bitterer Ernst ist. Die mit dramatischer Lebendigkeit zum Konflikt drängende Handlung erfährt eine einfach menschliche Lösung und bietet in ihrer herben Wahrheit einen wichtigen Beitrag zum Studium des modernen Eheproblems.

Die Kugel

Schauspiel in fünf Aufzügen von

Max Nordau

Geh. M. 1,50 (= Kr. 1,80); fein geb. M. 2,50 (= Kr. 3,—)

Sickart, ein begabter junger Rechtsanwalt, der durch gewöhnliche Streberei hochzukommen versucht, empfindet seine niedere Herkunft gleichsam als eine Kugel, die mit sich herumzuschleppen er verdammt sei. Als Sachwalter einer jungen Aristokratin, welche durch ihn die Scheidung von ihrem Gatten betreibt, gelingt es ihm, die vornehme Klientin für sich zu gewinnen. Nun glaubt er sich am Ziel. Die Jugendgeliebte beschließt er abzufinden, seine Mutter in Dunkelheit untertauchen zu lassen — da naht der meisterhaft zugespitzte Konflikt. Der Bruder seiner Braut, Kammerherr und Hofmann wie er leibt und lebt, vernichtet die Träume des rücksichtslosen Strebers, der nun reuig den Geboten der Pflicht gehorcht.

Daß der Dialog fein und geistvoll ist, daß jede Person in scharfer, lebendiger Charakteristik erscheint, bedarf nicht erst der Betonung.

Zeitgenössische Franzosen

Litteraturgeschichtliche Essays

von

Max Nordau

365 Seiten. Geh. M. 5,60 (= Kr. 6,75); fein gebd. M. 6,80 (= Kr. 8,15)

Inhaltsauszug:

Romandichter: Balzac — Michelet — Edm. de Goncourt — Anat. France — Maupassant — „Drei Eifersuchtsstudien", **u. a. m.**

Die drei Fürsten: Verlaine — Mallarmé — Dierx.

Dramatiker: A. Dumas — Brieux — Hervieu — Maur. Donnay — Franç. de Curel — „Andere Problem-Dramatiker" **u. a. m.** Cyrano de Bergerac — Französ. Einflüsse auf Schillers „Don Carlos".

Neue Freie Presse: Es dürfte kein Zweiter unter den Zeitgenossen seine Argumente und Bilder aus so verschiedenen Gebieten nehmen, wie dieser Polyhistor mit der Tournure eines Weltmanns: Biologie und Philologie, Aesthetik und Archäologie, Linguistik und Philosophie leihen ihm gleichwillig ihre Waffen.

Kölnische Zeitung: Eine ungemein interessante und geistreiche Einführung in das litterarische Denken und Leben unsers Nachbarlandes.

Preuß. Jahrbücher: Ein geistreicher Mann trägt gesunde Urteile vor.

Didaskalia: Wollte ich alle Edelsteine der Gedanken Nordaus anführen, so müßte ich den Band abschreiben, und ich verweise lieber alle Leser, die Gedanken haben, auf dies wertvolle Buch.

Lieder für Kinderherzen

Ein farbiges Quart-Bilderbuch

von

Ernst Liebermann und Egon H. Strasburger

Eleg. gebunden M. 3,20 = Kr. 3,85.

Vossische Zeitung: Zwei echte Künstler haben für unsere kleinen und großen Kinder ein innerlich wie äußerlich gehaltvolles, glänzend ausgestattetes Bilderbuch mit Versen geschaffen.

Fackelzug durch Kunst und Kultur

Von **Georg Reben**

Geh. M. 2,50 (= Kr. 3,—); fein gebd. M. 3,50 (= Kr. 4,20)

Verlag von **Ernst Hofmann & Co.** in **Berlin SW. 46,** Hedemannstr. 2

Die in Tausenden Exemplaren verbreitete Sammlung

„Geisteshelden"

bildet einen unentbehrlichen Bestandteil aller Bibliotheken; sie gewährt einen gediegenen, anregenden und bildenden Lesestoff für Männer und Frauen, reife wie reifende Leser. Die **„Geisteshelden"** bieten Lebensbilder aus allen Gebieten der Kultur, Litteratur, Kunst und Wissenschaft. Der Umfang der gediegen und geschmackvoll ausgestatteten Bände umfaßt je 200—300 Druckseiten. Der Text ist nicht durch gelehrte Anmerkungen beschwert; doch wird Weiterstrebenden im Anhang durch genaue Quellenangaben Material gewährt.

Verzeichnis der erschienenen 42 Bände auf der 1. Seite dieses Buches.

In Vorbereitung: Friedrich der Große — Napoleon I. — Cromwell — Adam Smith — Hans Sachs — Uhland — Hebbel — Grillparzer — Byron — Helmholtz — Beethoven — Rich. Wagner.

Auszüge aus einigen Besprechungen:

Prof. Dr. **Rich. M. Meyer** (Berlin): Nicht der Roman, nicht das historische Lied, sondern die Biographie bildet in Wahrheit die Epik der Modernen. Hier sind die Bedingungen erfüllt, und nur hier, die die Epopöe fordert: ein allgemeines Interesse, ein großer, begeisternder Gegenstand, und ein mannigfaltiger Inhalt.

Sybels „Historische Zeitschrift": Selbstverständlich sind die einzelnen Teile der Sammlung von verschiedenem Wert; nicht wenige aber sind in jeder Weise vollkommene und für den weitesten Leserkreis hohes Interesse bietende Essays.

Reclams Universum: Musterbiographien in populärer Form, die durchweg trotz des knappen Rahmens von dem einschlägigen Material nichts Wesentliches vermissen lassen und durch ihre lebendige Darstellung wie Kunstwerke wirken.

St. Petersburger Deutsche Zeitung: Herausgeber und Verleger ist es gelungen, Mitarbeiter zu gewinnen, die Autoritäten auf ihren Gebieten sind und sich eines europäischen Rufes erfreuen.

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.

Preis des Bandes: Geheftet M. 2,40 (= Kr. 2,90); Leinenband M. 3,20 (= Kr. 3,85); Halbfranzband M. 3,80 (= Kr. 4,55).

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Der Verlag liefert direkt franko gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin SW. 46, Hedemannstr. 2.

Dramen von Max Nordau

Das Recht, zu lieben. Ein Stück, das, von französischem Esprit funkelnd, trotzdem deutsche Sittlichkeit atmet und dessen Gedankenfülle und sprühende Wechselliebter der Leser noch nachhaltiger als der Zuschauer zu genießen vermag.

Vor unseren Augen wird ein Ehegemälde entrollt, in welchem Disharmonien schmerzhaft zu Tage treten. Eine unverstandene Frau, ihr Ehemann und ihr Anbeter, dann die so vielfach verleumdete Schwiegermutter. Der irregeleiteten jungen Frau und ihrer hochgesinnten Mutter steht eine berühmte Malerin gegenüber, deren Auffassung bürgerlicher Moralbegriffe nicht weniger „genial" ist, als ihre Kunstschöpfungen. Die dramatisch belebte Handlung bietet in ihrer herben Wahrheit einen wichtigen Beitrag zum Studium des modernen Eheproblems.

Die Kugel. Sickart, ein begabter Rechtsanwalt, der durch gewöhnliche Streberei hochzukommen versucht, empfindet seine niedere Herkunft gleichsam als eine Kugel, die mit sich herumzuschleppen er verdammt sei. Als Sachwalter einer jungen Aristokratin, welche durch ihn die Scheidung betreibt, gelingt es ihm, die vornehme Klientin für sich zu gewinnen. Nun glaubt er sich am Ziel. Die Jugendgeliebte beschließt er abzufinden, seine Mutter in Dunkelheit untertauchen zu lassen — da naht der meisterhaft zugespitzte Konflikt. Der Bruder seiner Braut, Kammerherr und Hofmann wie er selbst und lebt vernichtet die Träume des rücksichtslosen Strebers, der nun ruhig den Geboten der Pflicht gehorcht.

Preis jedes Stückes (2. Auflage):

Geh. M. 1,50 (= Kr. 1,80); fein geb. M. 2,50 (= Kr. 3,—).

Zeitgenössische Franzosen

Litteraturgeschichtliche Essays

von

Max Nordau

365 Seiten. Geh. M. 5,60 (= Kr. 6,75); fein gebd. M. 6,80 (= Kr. 8,15)

Inhaltsauszug:

Romandichter: Balzac — Michelet — Edm. de Goncourt — Anat. France — Maupassant — „Drei Eifersuchtsstudien". u. a. m.

Die drei Fürsten: Verlaine — Mallarmé — Dierx

Dramatiker: A. Dumas — Brieux — Hermen — Maur. Donnay — Franç. de Curel — „Andere Problem-Dramatiker" u. a. m.

Cyrano de Bergerac — Französ. Einflüsse auf Schillers „Don Carlos".

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

21Mar'62GN

IN STACKS

MAR 7 1962

AUG 3 0 1998

Oct 28

LD 21A-50m-8,'61
(C1795s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YC149941